

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Duboid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Falk Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

2. Maiheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. . . Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. . . Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 10

Inhalt: Stieda, Dorpat. . . Guenther, Zur Rassen- und Völkerfrage im Osten. . . Kessler, Ukrainische Uebergangswirtschaft. . . Kranz, Litauens Landwirtschaft. . . Meller, Vergessene deutsche

Kolonien in der Ukraine. . . Mitteilungen 1. u. 2. Umschlagseite. . . Deutschnachrichten 2. und 3. Umschlagseite. . . Bücherbesprechungen 3. und 4. Umschlagseite.

Mitteilungen.

Osteuropäisches Institut. Am 8. Mai ersuchte die sächsische Abgeordnetenkammer die Regierung, dahin zu wirken, daß an der Universität Leipzig den Studien über die Randvölker und -länder des Baltischen Meeres erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wird, und zu erwägen, ob es zur Förderung dieser Studien sich empfiehlt, ein besonderes Nordosteuropa-Institut zu gründen oder das bestehende Südosteuropa-Institut in ein Osteuropa-Institut zu erweitern.

Polnische Begehrlichkeit nach Ostschlesien. Seit Jahren erstreben die polnischen Führer in Galizien die Angliederung des östlichen Teiles Oesterreich-Schlesiens mit Teschen, Bielitz und anderen deutschen Städten zunächst an Galizien und später an den künftigen Polenstaat und versuchen, durch Sendlinge die polnische Bevölkerung Schlesiens dafür zu gewinnen. Bisher ohne Erfolg — nach oben wie nach unten. In Wien verhält man sich ablehnend, weil man mit Galizien, dessen Anschluß an den neuen Polenstaat früher oder später unvermeidlich scheint, nicht auch noch Ostschlesien preisgeben möchte. In Ostschlesien selbst aber besteht auch bei der polnischen Bevölkerung keine Neigung, sich der polnischen Verwaltung in Galizien zu unterwerfen, nachdem man unter der verhältnismäßig guten deutsch-österreichischen Verwaltung große wirtschaftliche Fortschritte gemacht hat. Ostschlesien hat sich, wie Oberjanitätsrat Dr. Hinterstoißer hervorhob, als er im Gemeindevorstand von Teschen eine Kundgebung gegen die polnische Begehrlichkeit begründete, an das mitteleuropäische Rechts- und Kulturleben angeschlossen und ist die Vermittlungszone zwischen West und Ost, zwischen Deutschland und Polen, zwischen industrieller Hochkultur und naturwirtschaftlich veranlagtem Ackerbau geworden. Als Anhängsel Galiziens würde es unter polnischer Wirtschaft verkümmern. Wer jemals durch Ostschlesien über Bielitz nach Galizien gefahren ist, wird über den Unterschied der beiden Nachbarländer erstaunt gewesen sein. In Ostschlesien gut bebauter Felder, ansehnliche Häuser mit Obstbäumen und Gärten, in Galizien dagegen spärliche Felderbestellung, schmutzige Dörfer, elende Hütten ohne Schornsteine. Vor solchen Zuständen schreckt der polnische Bauer Ostschlesiens zurück und die deutschen Städte mit Teschen an der Spitze haben entschieden Einspruch gegen das Treiben jener Sendlinge aus Galizien erhoben, die die schlesischen Polen für die Kostrennung des Landes von Oesterreich, für seine Angliederung an Galizien, für allepolnische Be-

strebungen und Ziele einzufangen suchen. Ostschlesien will nicht ein Anhängsel Galiziens, nicht ein Gegenstand unfähiger polnischer Verwaltung werden, sondern im österreichischen Staatsverbande bleiben.

Graf Posadowsky über die Ukraine. In einem Vortrage über den Krieg vor dem Großberliner Verein für Kleinwohnungswesen nannte der frühere Staatssekretär Graf Posadowsky die Ukraine das Land der Zukunft für die Deckung des deutschen Bedarfs an Lebensmitteln und Rohstoffen und betonte die Notwendigkeit gesicherter Verbindungen mit diesem Lande auf der inneren Linie. Für den Fall eines neuen Krieges müsse Gewähr dafür geboten sein, daß die Ukraine entweder mit Deutschland geht oder mindestens wohlwollende Neutralität beobachtet.

Oesterreich und die Adria. Gewichtige Stimmen erheben sich auch in Oesterreich und fordern die Erkämpfung voller Seegeltung gegenüber England. Gerade weil Oesterreich-Ungarn keinen großen Küstenbesitz hat, der noch dazu in einem Sachmeer liegt, muß es seine Seestellung mit allen Kräften zu halten und zu stärken suchen. In seinem Flottenbefehl von 1906 hatte der damalige Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand betont, daß die österreich-ungarische Flotte sich nicht nur auf die Verteidigung der Küsten beschränken, sondern auch stark genug für den Angriff sein müsse. Im Mittelmeer soll sie Machtfaktor werden und den Wert Oesterreich-Ungarns als Bundesgenossen erhöhen. „Was ist aber Oesterreich-Ungarns Seeverbindungen wert“, frug unlängst das österreichische Herrenhausmitglied Dr. Pattai in Wien von der christlich-sozialen Partei, „wenn das Mittelmeer durch seine Zugänge in Gibraltar und am Suezkanal in den Händen der Engländer ist? Soll Oesterreich-Ungarn mit seinem Seehandel von Gnaden der Engländer leben und bei einem nächsten Kriege als willfähriger Diener für England kämpfen, oder sich, wie es jetzt den Holländern geschieht, seine Schiffe wegnehmen lassen?“ Da England eine wirkliche Freigebung der Meere, insbesondere des Mittelmeeres, nur im Falle einer Niederlage bewilligen wird, so erklärte es Dr. Pattai selbst für den einfachsten Verstand begreiflich, daß England zuvor in Flandern aufs Haupt geschlagen werden müsse. Wie aus diesen Äußerungen hervorgeht, gibt es in Oesterreich-Ungarn hervorragende Politiker, die sich öffentlich zu der Meinung bekennen, daß es im Interesse Oesterreich-Ungarns liegt, nicht nur für die Verteidigung Elsaß-Lothringens, sondern auch für die Eroberung der flandrischen Küste einzutreten.

Cholmland-Podlachien, ein ukrainisches Elsaß-Lothringen.

Die Angliederung Cholmlands und Podlachiens (ukrainisch: Cholmshczyzna i Podlasze) an die junge ukrainische Republik empfinden die Polen als eine „vierte Teilung Polens“ und berufen sich auf ihr angeblich altes historisches Recht auf diese Gebiete, ferner auf den ethnographischen Tatbestand und auf den Katholizismus der einheimischen Bevölkerung, welche nach polnischer Auffassung sich mit dem polnischen Nationalbewußtsein decken dürfte. Im Interesse der objektiven Wahrheit sei hier festgestellt, daß das historische Recht der Ukrainer auf diese heilumstrittenen Gebiete zu mindest 500 Jahre älter als das angeblich polnische Recht ist, und zwar gehörte dieses Land bis an die Weichsel schon dem altukrainischen Kyjwer Reiche des Wladimir I. des Großen, im Jahre 980 nach Chr. Die Stadt Cholm (das Wort „Cholm“ ist ukrainischen Ursprungs und bedeutet soviel wie Hügel) ist im Jahre 1240 von dem ukrainischen Großfürsten Danylo, dem späteren König von Kalytsch gegründet worden. Das Cholmland gehörte zum untrennbaren Bestandteile dieses alten ukrainischen Königreiches. Polen haben sich erst im Jahre 1381 dieses Landes bemächtigt, und noch im Jahre 1430—1433 kämpfte der ukrainisch-litauische Fürst Swytryhajs, der jüngste Bruder des polnischen Königs und des litauischen Großfürsten Wladyslaw-Jagiello, um die Zurückeroberung des Cholmlandes von Polen. Während der polnischen Herrschaft vermochten die Polen die einheimische Bevölkerung nicht zu polonisieren, und im Jahre 1596 haben sich die Ukrainer aus eigenem Antriebe mit der römisch-katholischen Kirche in Brest-Litowsk versöhnt; deshalb werden sie auch unierter Katholiken genannt. Es gibt noch heute über viereinhalb Millionen solcher unierter katholischer Ukrainer, die von den Polen nichts wissen wollen, und trotzdem werden sie von den polnischen Machthabern als polnischer Volksstamm angesehen. Der ethnographische Tatbestand in Cholmland weist noch heute über 60 Prozent Ukrainer, 15 Prozent Juden, 20 Prozent Polen, 3 Prozent Deutsche und 2 Prozent Russen auf, und die überwiegende Mehrheit der einheimischen Bevölkerung einschließlich der Juden, Deutschen und mindestens der Hälfte der cholmländischen Polen erklären schon jetzt ganz offen und unumwunden, daß sie lieber freie Bürger der ukrainischen Volksrepublik sein möchten, als Untertanen des polnischen Königreiches. Die von der ukrainischen Regierung angeregte Volksabstimmung wird eine Probe auf exemplum sein, und dadurch wird der ganzen Welt der beste Beweis geliefert, wie unberechtigt und unbegründet die polnischen Ansprüche auf diese ukrainischen Gebiete sind. (Kopowar.)

Sofioter Mitglieder und Freunde des Instituts für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien E. V., Berlin W. 8, Charlottenstraße 56, haben anlässlich eines Studienaufenthaltes des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Hermann Schumacher, der

einen Ruf des Instituts, die wirtschaftlichen Verhältnisse Bulgariens zu erforschen, angenommen hat, ein Bankett veranstaltet. In dessen Verlauf hielt Geheimrat Schumacher eine Ansprache, die die deutschen Unabhängigkeitskriege in den Jahren 1867—1871 mit den heutigen, fast 6 Jahre währenden Kämpfen um die Einigung des gesamten bulgarischen Volkes verglich. In seiner Rede sagte Herr Geheimrat Schumacher u. a.: „Nach der Gründung eines starken Bulgariens, das alle Stammesgenossen umfaßt, wünschen wir Deutsche Ihnen, daß eine lange Friedenszeit Ihr Volk zu höchster Blüte bringen möge. Wir wünschen das Ihnen nicht nur aus Sympathie, sondern — was in der Politik mehr bedeutet — im gemeinsamen Interesse. Was uns zusammenbindet, ist der Wunsch, daß endlich Friede auf dem Balkan herrsche. Dieser Balkanfriede — das hat die Geschichte gelebt — kann nicht von außen geschaffen werden. Er kann nur auf dem Boden der Balkanhalbinsel selbst erwachsen. Nur Bulgarien als Vormacht des Balkans kann ihn herstellen und sichern. Darum wünschen wir, daß Bulgarien zu dieser Vormachtstellung nicht nur durch den Krieg emporgehoben werde, sondern vielmehr noch, daß es sich in ihr dauernd halten und immer mehr festigen möge.“

Was wir Deutschen, im besonderen auch wir vom Institut für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien, zur Entfaltung Ihrer Volkskräfte beitragen können, werden wir stets freudig zu tun bereit sein. Unsere Erfahrung und unsere Kenntnisse, unser Können und unsere Kapitalkraft stellen wir gern in den Dienst dieser Aufgabe. Wir hoffen, daß Sie unterstützt durch uns in Ihrer wirtschaftlichen und sonstigen Entwicklung einen Vorsprung von einem oder zwei Jahrzehnten vor Ihren Nachbarn gewinnen werden. Damit würde für absehbare Zeit Ihre Balkanstellung und zugleich ein fruchtbares Zusammengehen mit uns zu gegenseitigem Nutzen gesichert sein.“

Eine bibliographische Anstalt in Sofia. Mit der Aufgabe, alles zu sammeln, was in Büchern, Schriften und Aufsätzen des Auslandes über Bulgarien erscheint, und darüber regelmäßig zu berichten, hat sich in Sofia eine Gesellschaft unter dem Namen „Bibliographische Bulgarische Anstalt“ gebildet.

Bulgarische Schafwolle. Nach amtlichen Ermittlungen waren in Bulgarien und Mazedonien mit dem Morawata nahezu 11 Millionen Schafe vorhanden, die 642 000 Eigentümern gehörten. Durchschnittlich liefert jedes Schaf 1 Kilogramm Wolle. Jedem Erzeuger werden 7 Kilogramm für seine Bedürfnisse belassen. Die verfügbare Wolle für 1917 belief sich auf rund 6,5 Millionen Kilogramm.

Vereinsnachrichten.

Berlin. Am Mittwoch, den 29. Mai, fand im Eichenholzaal des Weinhauses „Rheingold“ der 96. Osteuropäische Empfangsabend statt. Den Vorsitz führte Herr Prof. Dr. Heck. Den Vortrag zu halten hatte Herr Prof. Dr. Kassner, der Vorsitzende des Deutsch-Bulgarischen Vereins Berlin und bekannteste Vorkämpfer für die deutsch-bulgarische Annäherung und Freundschaft, übernommen, der über den „Bukarester Frieden von 1918 mit geschichtlichem Rückblick“ sprach. Der Abend war gut besucht, und aufmerksam lauschten die Versammelten den Ausführungen des Redners, der in der Tat ein sehr aktuelles Thema gewählt hatte. Beendete der Bukarester Frieden doch am 7. Mai dieses Jahres den Krieg an der Ostfront, nachdem der russische Koloß auf tönernen Füßen schon früher zusammengebrochen war und die auf den Trümmern Rußlands gebildeten jungen Oststaaten ihren Frieden mit dem siegreichen Mitteleuropa zu Litauisch-Brest geschlossen hatten. Es kommt hinzu, daß, wie Herr Davis Trietsch in seinem Schlusswort bemerkte, weite nationalgefunnte Kreise des deutschen Volkes die Ansicht vertreten, mit Rumänien sei am 7. Mai im Grunde sehr glimpflich verfahren worden, und daß der Bukarester Frieden in diesem Sinne noch häufig Anlaß zu lebhaften politischen Auseinandersetzungen gibt. Prof. Dr. Kassner ging bei seinen Ausführungen vom objektiven Standpunkt des Berichterstatters aus und kritisch nicht näher auf den Vertrag ein. Nachdem der Redner einleitend darauf hingewiesen hatte, daß der jüngste Bukarester Frieden der vierte seines Namens ist — die Geschichte kennt einen Bukarester Frieden im Jahre 1812, dann im Jahre 1886 und als Abschluß des Balkankrieges den Bukarester Frieden von 1913 —, verwies er seine Zuhörer auf die neuen Grenzbestimmungen des Friedensvertrages und erläuterte die Wandlungen im Grenzgebiet genau an der Hand einer Karte. Man weiß über die künftigen Grenzen des Königreichs Rumänien tatsächlich noch sehr wenig; um so lehrreicher waren die Hinweise des Vortragenden, der übrigens daran erinnerte, daß schon im Frieden von Sanst Stefano von Rußland ein Großbulgarien in solchen Ausmaßen vergeblich projiziert worden ist, wie die siegreichen Mittelmächte es nun schaffen. Prof. Kassner sprach, gestützt auf autoritative Äußerungen einflussreicher Personen, die Hoffnung aus, daß Bulgarien, das bekanntlich die Dobrudscha bis über Konstanza hinaus erwirbt, demnächst auch die noch eben der Gesamtheit der Mittelmächte zugesprochene Norddobrudscha zu bekommen aus-

sicht hat, wenn es gelingt, die Türkei eventuell in Südbulgarien, etwa in Dedeagatsch an der ägäischen Küste, zu entschädigen. Wesentlich an der Neugestaltung der nördlichen Grenzen Rumäniens sei, führte Dr. Kassner weiter aus, daß die sämtlichen, während der großen Kämpfe vor zwei Jahren historisch gewordenen Pässe an Ungarn und die Bntowina, das heißt an die Donau-Doppelmonarchie, gefallen sind. Den Passus, daß weder Sieger noch Besiegter eine Kriegsschädigung zu zahlen haben, erklärte der Vortragende dahin, daß es allein die rumänische Regierung auf sich nimmt, die Kriegsschäden der Bevölkerung zu vergüten, gleichviel, ob es sich um rumänische oder deutsch-ungarisch-bulgarisch-türkische Staatsangehörige und rumänisches oder deutsch-ungarisch-bulgarisch-türkisches Territorium handelt. Viel Aufmerksamkeit widmete der Redner dem 6. Kapitel des Friedensvertrages, das die Donauschiffahrt regeln soll. Die Mittelmächte haben mit Rumänien eine neue Akte geschlossen, die die alten Verträge, an denen auch die Ententemächte beteiligt waren, aufhebt. Fortan dürfen nur die neuen Vertragsmächte — ein diesbezüglicher Protest der Entente wird wohl vergeblich sein und bleiben — die Donau befahren, und zwar jede der Vertragsmächte die Donau aufwärts nur so weit, als die entsprechenden Hoheitsgrenzen auf dem Ufer reichen. Deutschland schneidet damit am besten ab und kann auf der ganzen Donau Schiffe fahren lassen — wenn der Wasserstand es erlaubt, bis Sigmaringen hinauf und durch den Rhein—Emstanal bis in die Nordsee hinein, wodurch eine direkte Binnenwasserstraße vom Schwarzen Meer bis zum Deutschen Meer geschaffen wäre. Von den anderen Kapiteln des Vertrages sprechend, erwähnte der Vortragende u. a. noch die Aufhebung des Ausnahmengesetzes gegen die Juden, was für Rumänien die Folge haben wird, daß viele wirtschaftliche Mißstände aufhören und sich ein gesunder Mittelstand bildet; die Verpflichtung Rumäniens, 3000 deutsche, vor dem Kriege nach Rumänien gesandte Waggons auszuliefern; das Recht Deutschlands, eine Fernspreckverbindung zwischen Deutschland und Rumänien, direkten Reiseverkehr zwischen Berlin und Bukarest und ein Schiffswerft der Bayerischen Donauschiffahrtsgesellschaft mit einer Pachtfrist von vierzig Jahren in Giurgiu einzurichten; endlich das Recht Deutschlands, überall an der rumänischen Küste Kabel zu landen. Dieser Punkt ist insofern wichtig, als er es Deutschland ermöglicht, eine eigene direkte Kabelleitung zur Bagdadbahn durchs Schwarze Meer zu legen. Der Verlust Konstanzas erscheint Prof. Dr. Kassner nicht besonders schwer für Rumänien,

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Duboid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Galt Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

2. Maiheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal. ·. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. ·. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2. ·.

3. Jahrgang Nr. 10

Dorpat.

Von Wilhelm Stieda.

Noch haben sich die staatsrechtlichen Verhältnisse von Livland und Estland nicht klären lassen. Die deutsche Reichsregierung steht auf dem Standpunkte, daß jene Gebiete zuvor ihre Beziehungen zu Rußland geordnet haben müßten, ehe das Reich sich ihrer annehmen darf. Wie schmerzlich eine derartige Auffassung auch für die Sehnsucht der baltischen Deutschen nach dem Mutterlande sein mag, sie müssen eben ihre Ungeduld etwas zügeln, dürfen aber doch wohl, wie im allgemeinen heute die öffentliche Meinung sich ausgesprochen hat, vertrauensvoll auf eine sie befriedigende Lösung rechnen.

Unterdessen ist es tröstlich, daß Professor Theodor Schiemann in Berlin zum Kurator der Universität Dorpat ernannt worden ist. Die Zeitungen haben es gemeldet und es ist der Nachricht von keiner Seite widersprochen worden. Damit scheint ein überall im Baltikum gehegter und gepflegter Wunsch, die heißgeliebte und allgemein anerkannte alte Hochschule zu neuer gleich erfolgreicher Betätigung wie einstmals erweckt zu sehen, in Erfüllung gehen zu sollen. Nur mit dem größten Kummer hatte man die allmählich vollzogene Russifizierung der ferndeutschen Anstalt beobachtet. Nur mit Ingrimm zugeesehen, wie an die Stelle der jungen auf den deutschen Landesgymnasien vorgebildeten Balten Jöglinge der Priesterseminare und übermäßig viel russische Juden erschienen, wie auf die Katheder, die lange von anerkannten Gelehrten des Inlandes und Auslandes besetzt gewesen waren, unbekannt russische Vertreter der Wissenschaft verpflanzt wurden, die nicht in der Lage waren, Ausweise vorzulegen, daß sie sich auf die hohe Aufgabe, die ihrer harrete, zweckentsprechend vorgebildet hatten. In den Herzen aber aller Balten glomm das schwache Hoffnungsfünkchen, daß diese Zeiten wieder aufhören müßten, ertönte die bange Frage an das Schicksal, ob man wirklich sich mit dem Gedanken abfinden müsse, daß deutsche Kultur von sarmatischem Uebermuth für immer erstickt werden solle. Als jetzt im Verlaufe des Krieges Kurland in deutschen Besitz ge-

langte und nach langer Kampfpause Riga und Teile von Livland ebenfalls in deutschen Besitz kamen, wurde mit dem aufrichtigen Wunsche, auch das übrige Baltikum deutsch werden zu sehen, vor allen Dingen sofort die frohe Hoffnung laut: „Dann kann Dorpat wieder zu neuem Leben erwachen!“ Adolf Wagner, der jüngst in hohem Alter verstorbene Professor der Nationalökonomie in Berlin, der in jungen Jahren 1864 bis 1868 in Dorpat lehrte und mit unveränderter Neigung an der einstigen Stätte seines Wirkens hing, hatte es ausgesprochen, daß, wenn er die Trennung des Baltikums von Rußland erleben sollte, es seine Bitte an das Ministerium sein würde, ihn als Neuorganisator nach Dorpat zu schicken. Nun hat das Schicksal anders entschieden und seine Jahre wollten die Last des Lebens nicht mehr tragen. Aber wie ein Vermächtnis aus dem Munde des seltenen Mannes, der seinen patriotischen Geist bis zuletzt bekundete, mag es uns heute erklingen: „Dorpat muß wieder aufstehen!“

Als mit der Regierung Alexanders I. ein milderer Wind zu wehen begann und mit der Begründung eines Ministeriums der Volksaufklärung im Jahre 1802 der Wunsch, das russische Volk auf eine höhere Stufe der Kultur zu bringen, zutage trat, war eine einzige Universität im weiten russischen Reiche vorhanden: Moskau. In Dorpat war am 21. April 1802 die Universität wirklich eröffnet worden, aber die Fundationsurkunde kam erst am 12. Dezember desselben Jahres, und die seit dem 16. Jahrhundert bestehende zu Wilna, die einst aus einem Jesuitenkollegium hervorgegangen war, befand sich in tiefem Verfall, hatte eigentlich niemals eine Periode des Aufschwungs erlebt. In St. Petersburg, Kasan und Charkiw sollten erst Universitäten ins Leben gerufen werden. Die zugleich mit dem Ministerium geschaffene Oberdirektion der Lehranstalten, an deren Spitze der unvergeßliche Deutsch-Schweizer Nikolaus Fuß gestellt wurde, wurde beauftragt, einen Generalplan für die zu eröffnenden Lehranstalten zu entwerfen. Von allen

genannten Anstalten — später kamen noch Kijiw, Odessa und Tomsk hinzu — hat wohl keine so große Bedeutung für das russische Volk gehabt wie gerade Dorpat. Von den 14000 Immatrikulierten aus den Jahren 1802—89, über die Otto und Hafelblatt fesselnd zu berichten gewußt haben, sind viele, sehr viele ins Innere des russischen Reiches bis „an den schneebedeckten Ararat und in die Eisgefilde Sibiriens“ gezogen. Es war immer rührend, bei der Feier des Stiftungstages der Alma Mater im Dezember die Telegramme und Glückwünsche derjenigen vorlesen zu hören, die in alter Unhänglichkeit zu dem „Suimus Dorpatenses!“ sich dankbar bekannten. So schnitt sich die russische Regierung in arger Verblendung selbst in das Fleisch, als sie die Regungen deutschen Geistes, die ihren Untertanen in seltenem Umfange zugute gekommen waren, zu unterdrücken bemüht war.

Bekanntlich hatte bereits Kaiser Paul im Jahre 1799 die Errichtung einer Universität für die deutschen Provinzen des Reiches ins Auge gefaßt. Wahrscheinlich in Erinnerung an die in schwedischer Zeit in Dorpat bereits eröffnete Hochschule hatte er diese Stadt als Sitz der neuen Lehranstalt bestimmt. Indes ein Ufas vom 25. Dezember 1800 verlegte sie nach Mitau, und ein anderer, kurz vor dem Ende des unglücklichen Monarchen, bestimmte wieder Dorpat, das sich durch seine Lage im Mittelpunkte der drei Provinzen am meisten zu empfehlen schien. Dann aber vereitelte der plötzliche Tod des Kaisers die Ausführung, und dem Sohne blieb es vorbehalten, „zufolge der wohlthätigen Absichten unseres vielgeliebten Vaters“ die Dorpater Hochschule zu eröffnen. „Auf ewige Zeiten“ — so heißt es in der Gründungsurkunde vom 12. Dezember — wurde „für Unser Reich und insbesondere für die Provinzen Liv-, Est- und Kurland“ das Heiligtum der Wissenschaften geschaffen mit dem Zwecke, „die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in Unserm Reiche und die Bildung der Jugend zum Dienste des Vaterlandes vorzüglich“ zu veranlassen.

Den Interessen der deutschen Bewohner des Baltikums und zugleich denen der übrigen Bewohner des großen russischen Reiches sollte also die neue Anstalt dienen. Von dem Adel jeder der drei genannten Provinzen erwartete die fundationsurkunde, daß er zur Errichtung der Universität beisteuern werde, und demgemäß wurde jeder dieser Adelskorporationen das Recht zugestanden, einen Kurator zur Führung der ökonomischen Geschäfte der Universität zu ernennen. Und es durfte als ein weiteres Zugeständnis an diesen deutschen Charakter der neuen Anstalt angesehen werden, daß, als durch einen Staatsstreich das dem Adel verliehene Recht ihm wieder entzogen wurde, der erste von der Regierung ernannte Kurator der in der Geschichte der deutschen Literatur rühmlichst bekannte Generalmajor Friedrich Maximilian von Klinger wurde. Bald nach seiner Ernennung wurde bei der Universität eine eigene Schulkommission ins Leben gerufen, der die Professoren Pöschmann, Rambach, Jäsche, Parrot, Hezel und Bählendorff angehörten, mit der Aufgabe, die Reorganisation des Schulwesens in den Ostseeprovinzen und in Finnland ins Werk zu setzen. Auch die auf Klinger folgenden Kuratoren Fürst Lieven, von der Pahlen, von Bradtke, Graf Keyserlingk waren Männer deutschen Stammes und deutscher Gesinnung.

Somit kann der deutsche Ursprung der Universität Dorpat nicht in Abrede genommen werden. Und es muß auch auf die nicht genug bekannte Tatsache hingewiesen werden, daß bis zu dem Besuche des Kaisers Alexander I. in Dorpat im Mai oder Juni 1802 und dem durch die merkwürdige Rede Parrots bewirkten Umschwung die neue Hochschule durch ein ritterschaftliches Kuratorium verwaltet wurde. In der Zeit vom 3. bis zum 18. De-

zember 1800 hat dieses Kuratorium tatsächlich die ersten Berufungen nach Dorpat ausgefertigt. Man hat kaum zu bedauern nötig, daß die Landesverwaltung der Hochschule ein so kurzes Leben hatte. Zeitgenossen berichteten, daß zwischen dem Kuratorium und den Professoren Streitigkeiten ausgebrochen wären, daß mehrere Gelehrte aus Deutschland absagten, weil sie den adeligen Zusagen und dem russischen Wetter nicht recht trauten, daß der Adel nicht imstande gewesen wäre, den vorgesehenen Etat aufrechtzuerhalten und ihn den hohen Zielen gemäß zu steigern. Wie dem immer gewesen sein mag, als Landesuniversität hätte Dorpat wahrscheinlich unabhängiger sich halten und seinen Zweck, das Deutschtum zu pflegen, besser erfüllen können. Aber wer hätte damals daran denken mögen, daß Zeiten kommen könnten, wo der deutsche Charakter der Hochschule in Frage gezogen werden würde!

Soll nun heute die alte Hochschule zu neuem Leben erweckt werden, so wird ihre erste und rühmlichste Aufgabe sein, deutschen Sinn und deutschen Geist im vollsten Umfange zu betätigen. Adolf Harnack hat neulich in einem Aufsätze in den Preussischen Jahrbüchern diesen Gedanken bereits scharf hervorgehoben: „Der Charakter und der Wert eines Landes wird durch seine Kultur bestimmt, und diese ist in den Ostseeprovinzen deutsch, und nur deutsch.“ Ist auch das Völkergemisch nicht zu leugnen, erheben neben den Deutschen Esten und Letten Ansprüche, die neue Universität muß doch eine rein deutsche sein wollen, mit deutscher Unterrichtssprache und mit deutschen Bestrebungen. Letten und Esten sind durch die Jahrhunderte hindurch deutsch erzogen worden, und es gab eine Zeit, wo sie die sehnlichsten Wünsche hegten, als Deutsche zu gelten. Erst die leidigen Ueberredungen, zur griechisch-orthodoxen Kirche überzutreten, und nachher die wüsten Umtriebe sozialistischer Heßer haben sie den Deutschen entfremdet. Heute haben sie erkannt, daß es für sie besser ist, statt von den Russen als Mittel zur Vernichtung der Deutschen benutzt zu werden, sich vertrauensvoll wie in alten Zeiten an diese zu halten. Bielenstein erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß ein englischer Reisender schon in den vierziger Jahren, befragt nach seinen Eindrücken von Land und Leuten in Kurland, geäußert hätte: „Die Leute sind deutsch gekleidet, sie essen und trinken deutsch, sie tanzen deutsch, sie singen deutsche Choralmelodien. An den Leuten ist alles deutsch mit Ausnahme der Sprache allein.“ Aus solchen Bemerkungen wird klar, daß die spätere Zeit, insbesondere die Revolution von 1905 und die gegenwärtige Beteiligung an den Vernichtungszügen der Bolschewiken, nur Mißbildungen eines ursprünglich in bester Harmonie sich anlassenden und entwickelnden Verhältnisses sind. Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Letten und noch mehr die Esten, von den Vorteilen überzeugt, die die Einverleibung in das Deutsche Reich ihnen bringen wird, sich gegen die Verdeutschung nicht sträuben werden. Sie haben während des Krieges die Roheiten und die Willkür der russischen Herrschaft, die auch sie nur als Fremdlinge im Lande ansah, gespürt. Durch die protestantische Religion, durch die persönliche Freiheit, die ihnen von den Deutschen gewährt worden ist, durch die Möglichkeit, die ihnen von dieser Seite eröffnet worden ist, Eigentümer der Scholle zu werden, die sie bearbeiten, durch die Erziehung zu den deutschen Methoden des Landbaues, durch die Pflege ihrer Schriftsprache, die ihre Prediger veranlaßt haben, durch alle diese Umstände sind die Letten und die Esten unzertrennlich dem Deutschtum verbunden. In einer mir handschriftlich mitgeteilten Auslassung des früheren Stadthauptes von Libau, Hermann Adolphi, wird als ein weiteres geistiges und sittliches Band zwischen Letten und Deutschen das auf gemeinem deutschen Rechte beruhende Privatrecht bezeichnet. Die in ihm zum Ausdrucke

gelangenden Rechtsideen sind Eigentum geworden aller Bewohner der Ostseeprovinzen und bilden ebenso ein einigendes Band zwischen Deutschen, Letten und Esten wie die protestantische Religionsanschauung. Die bald nach der Einnahme von Riga auftauchenden lettischen Wünsche nach Gymnasien mit lettischer Unterrichtssprache, die sogar den deutschen Regierungsbehörden vorgebracht worden sein sollen, sind bald verklungen. Die Letten und Esten können in ihren Sprachen eine höhere Bildung nicht erreichen. Die nötigen Lehrbücher stehen ihnen nicht zur Verfügung, und schließlich würden die jungen Leute, die auf einer lettischen Mittelschule ihre Ausbildung erfahren hätten, in Verlegenheit sein, was sie alsdann beginnen sollten. Zu einer höheren Stellung würde die Kenntnis der lettischen Sprache allein ihnen nicht verhelfen können. Die weitere wissenschaftliche Ausbildung kann ihnen nur durch eine Weltsprache vermittelt werden. Als diese ergibt sich das Deutsche von selbst.

Für die baltischen Deutschen, mögen sie den alt-eingefessenen Familien entstammen oder erst im Laufe des letzten Jahrhunderts eingewandert sein, würde die Wiederaufnahme der akademischen Vorlesungen in Dorpat den größten Gewinn bedeuten. Sie werden ungezwungen und doch tiefgründig mit allen Errungenschaften westeuropäischer Bildung vertraut gemacht werden können. Der Krieg hat dem Wohlstande der Balten schwere Wunden geschlagen. Man wird in Zukunft wenigstens zunächst mit seinen Mitteln haushalten müssen, und es wird schwer fallen, seine Söhne auf deutsche Hochschulen zu schicken. An sich wird deren zahlreicher Besuch gewiß wünschenswert sein, damit die Balten lernen, sich in die neue Zeit und ihre Anforderungen zu schicken. An den Besuch der Universität in Dorpat noch ein oder einige Semester oder Jahre auf deutschen Hochschulen anschließen zu dürfen, wird zweckmäßig bleiben. Aber den Grund wird man gerne auf der einheimischen Universität legen, dort studieren wollen, wo Großvater und Vater sich ihre Kenntnisse geholt und in den studentischen Korporationen sich jene Haltung und Richtschnur fürs spätere Leben, die man im Hörsaal oder aus Büchern nicht erwerben kann, angeeignet haben. Wenn vielleicht manches anders wird sich gestalten müssen, als es bisher gegangen ist, die baltische Eigenart soll erhalten werden, und sie wird am besten auf der Hochschule gewahrt bleiben, wo man von ihrem Wert durchdrungen ist und in erster Linie vermütlich einheimische Lehrkräfte zur Erziehung der Jugend bestimmt sein werden.

Was im übrigen für das geistige Leben einer Provinz eine Universität bedeutet, wie von ihr nach allen Seiten Anregung und Belehrung ausstrahlen, kann man im Deutschen Reich an den Universitäten beobachten, die als Provinzialuniversitäten gelten und gleichwohl einen hohen Rang einnehmen. Was Rostock für das Land Mecklenburg, Greifswald für die Provinz Pommern, Königsberg für Ost- und Westpreußen geworden sind, war Dorpat einst für das ganze Baltikum und wird es

mit Gottes Hilfe schnell wieder werden. Dorpat würde dabei immer erst für einen Flächenraum, auf dem in Deutschland bei einer sehr viel dichteren Bevölkerung vier Hochschulen blühen, nur die einzige sein. Und für diese würden gewiß die Zuhörer niemals mangeln.

So bliebe nur noch die Frage zu erörtern übrig, woher die Mittel genommen werden sollen, um die neue Anstalt würdig auszustatten und zu unterhalten. Das Baltikum wird Jahre gebrauchen, bis der alte Wohlstand wiedergekehrt ist. Die Zerstörungen sind tiefgreifende und die Unterbrechung der wirtschaftlichen Beziehungen wird sich geltend machen. Wohl kann man darauf rechnen, daß Stadt und Land, Industrie und Handel, Adel und Bürgerschaft sich bemühen werden, ihr Teil zu den Kosten aufzubringen. Aber es wird schwer halten, um so mehr, als auch das baltische Polytechnikum auf die gleichen Hilfsquellen angewiesen ist. Daher wird man ohne einen Aufruf an die Opferwilligkeit des Deutschen Reiches nicht auskommen. Die Anregung, die deutschen Hochschulen zur Hergabe eines Kapitals zu veranlassen, wird kaum zur Ausführung gelangen können. Die Mittel fast aller Hochschulen sind beschränkt; neben Einnahmen aus eigenem Vermögen sind alle Hochschulen mehr oder weniger auf staatliche Zuschüsse angewiesen, mithin außerstande, namhafte Summen für den beregten Zweck herzugeben. Dem Reich dagegen kann im Interesse der Erhaltung deutscher Kulturgüter wohl zugemutet werden, einen Beitrag zu bewilligen, der die dringendsten Bedürfnisse befriedigt und erlaubt, den Betrieb aufzunehmen. Der Nutzen, der aus der Unterstützung deutschen Wesens für das Deutsche Reich herauspringen wird, die Kräftigung deutscher Energie und deutschen Könnens, die durch die Schulung im Osten erreicht werden wird, wird über die verhältnismäßig geringe Ausgabe hinwegsehen lassen.

Aber noch eines wird zu berücksichtigen sein. Man erzählt, daß die Russen die ganze wertvolle Bibliothek der Universität mit allen Handschriften fortgeschleppt hätten. Permjakow und Wogulen können sich jetzt in die Briefsammlung Kants, die durch Jäsche einst an die Dorpater Bibliothek gelangte, vertiefen. Ob es möglich sein wird, diesen Schatz wieder unversehrt zurückzugewinnen, ist in hohem Grade fraglich. Hier sollten die deutschen Hochschulen einsetzen, wie einst bei Straßburg im Elsaß, und mit ihren Dublettenbeständen aushelfen. Den künftigen baltischen Studenten die reichen Erzeugnisse deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit in tunlichst umfassender Weise zugänglich zu machen, wäre eine Ehrenpflicht für alle, denen die Pflege wissenschaftlicher Studien am Herzen liegt.

Die „Mitauische Zeitung“ hat kürzlich in einem warmen Begrüßungsartikel, den sie dem neuernannten Kurator Schiemann widmete, hervorgehoben: „Wir brauchen hier keine andere Hochschule als eine, die deutsche Wissenschaft pflegt und einen Wachtposten deutscher Art an den Ostgrenzen bildet.“ Möchte dieses Bedürfnis in Deutschland schnell die allgemeine Anerkennung finden und tatkräftigste Unterstützung auf dem Fuße folgen!

Zur Rassen- und Völkerfrage im Osten.

Von Dr. Konrad Guenther, Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Es sind immer noch sehr wenige, die sich über den Unterschied von Rasse und Volk klar geworden sind, und selbst in Aufsätzen und öffentlichen Reden werden oft beide Begriffe durcheinander gebracht. Die Italiener und Franzosen führen immerfort das Wort „romanische Rasse“ im Munde; auch Poincaré sprach von der französischen Rasse, die in diesem Kriege für ihre Ideale zu fechten habe. Das ist reiner Unsinn. Weder eine französische, noch deutsche, noch romanische Rasse gibt es oder hat es gegeben. Denn Rasse ist ein naturwissenschaftlicher Begriff. Man erkennt eine Rasse an gleichen kör-

perlichen und geistigen Eigenarten, die sich durch Kreuzung aus denselben Stammeseltern erklären. So ist es bei den Tier- oder Pflanzenrassen. Ein Dackel hat krumme Beine und ist eigensinnig; hat er diese Eigenschaften nicht, so gehört er der echten Dackelrasse nicht an.

Wo aber sind die körperlichen Merkmale der Franzosen oder Romanen im Gegensatz zu den Deutschen? Würde man eine Anzahl Franzosen und Deutscher durcheinander bringen, so würde niemand die beiden Teile nach bloßem Ansehen, ja selbst nach eingehender körperlicher Untersuchung scheiden können. Erst wenn sie spre-

chen wollten, würde der Unterschied hervortreten. Die Sprache ist es also, die den Deutschen zum Deutschen, den Franzosen zum Franzosen macht. An der Sprache aber erkennt man nicht die Rasse, sondern das Volk.

„Volk“ ist ein Kulturbegriff. Ein Volk entsteht durch Zusammenschluß, gemeinsames Erleben, Uebernahme einer Kultur und Sprache. Es können sich im Laufe der Jahrhunderte sehr verschiedene Rassenelemente einfügen. Im Anfang waren auch die Völker rasserein. So schildern die Römer die Germanen als durchgängig blond, blauäugig, hochwüchsig. Und die Gräberfunde z. B. in Baden entsprechen dieser Schilderung, während die heutigen Alemannen Badens zum großen Teil wenig „Germanisches“ mehr an sich haben.

Die Germanen, wie auch die Kelten und Slawen gehörten ursprünglich der nordischen Rasse an. Diese hat die obengenannten Merkmale und zeichnet sich außerdem besonders durch einen langovalen Schädel aus. Nordisch heißt sie, weil sie auch heute noch im Norden Europas, vor allem in Skandinavien, aber auch an der deutschen Nordseeküste am reinsten vorkommt, während sie nach Süden zu allmählich in die zweite große europäische Rasse übergeht, die alpine. Diese weist kurze Schädel, dunkles Haar, mittelgroßen Wuchs, tiefliegende Augen auf. In Süddeutschland, noch mehr in den Alpenländern überwiegt sie durchaus. In den Mittelmeerländern wird sie von der mittelländischen Rasse abgelöst, während im Balkan die dinarische häufig ist, erstere durch dunkle Gesichtsfarbe und schwarzes Haar, langen Schädel, kleinen, aber zartgliederigen Wuchs ausgezeichnet, während bei der letzten die starke, gebogene Nase und hoher, aber knochiger Wuchs auffällt.

Man kann wohl sagen, daß es in Europa kaum einen Menschen gibt, der nicht Elemente aller vier Rassen in seinem Körper enthielte. Immerhin herrscht in dem einen Volk diese, im anderen jene Rasse vor. Beim Deutschen ist immer noch die nordische Rasse die maßgebende, trotz der starken alpinen Beimischung südlich des Mains. Vor allem auch in den geistigen Eigenschaften, in deren Grundlagen wir uns von den Germanen weniger unterscheiden, als körperlich. Denn vor allem den germanischen Geist haben die alten Eroberer unseres Landes diesem aufgeprägt.

Wie steht es nun mit dem Osten? Hier ist zunächst festzuhalten, daß der Slawe nordischen Ursprungs und daher im Grunde blond und blauäugig ist. Das dunkelhaarige Element Rußlands stammt von den finnisch-ugrischen Völkern und den Tataren und Mongolen. Sie alle haben Verwandtes mit der großen mongolischen Rasse, wie man ja auch die alpine mit dieser in Zusammenhang bringt, so daß die mongolische Rasse, von Ostasien breit beginnend, sich immer schmaler werdend bis nach Westeuropa erstrecken würde, wie ein riesiger Keil, mit der Spitze im Golf von Biscaya endend.

Wenn man von den Polen spricht, denkt man meistens an dunkelhaarige Menschen mit brennenden schwarzen Augen. Sehr mit Unrecht! Das polnische Volk ist lichtblond. Dunkel ist nur der Adel, der seiner Herkunft nach den Mittelmeerländern, zum Teil auch den mongolischen Eroberern entstammen mag. Die „schöne Polin“ wird mit Recht als dunkel geschildert, sie entstammt aber eben den herrschenden Schichten ihres Landes.

Blond sind auch die Tschechen, die Wenden, die Slowenen, während bei den Serben die erobernden Slawen größtenteils in der dinarischen Urbevölkerung aufgegangen sind; ebenso ist bei den Bulgaren das blonde Element verschwunden, hier hatten seit dem Mittelalter die östlichen Reiterheeren die Herrschaft.

Als das Kernvolk der Slawen gelten mit Recht die Ukrainer. Sie sind die eigentlichen „Rußen“, so nennen sie sich noch in Galizien, und ihr Reich war das Ruriks und seiner Normannen, das jenen Namen erhielt, der mit

den Rudern ihrer Schiffe zusammenhängen soll. So müssen die Ukrainer ursprünglich die Eigentümlichkeiten der nordischen Rasse aufgewiesen haben. Hochgewachsen sind sie noch heute, höher sogar, als die „Großrußen“. Und was das blonde Haar anbetrifft, so konnte ich wenigstens feststellen, als ich das Ukrainerlager in Rastatt zu der Zeit, als noch die meisten Gefangenen im Lager waren, durchging, daß das hellere Haar den Ausschlag gab, und daß, wenn ich den Ukrainern eine gleiche Anzahl Schwarzwälder gegenübergestellt hätte, diese dunkelhaariger gewesen wären. Viele der Ukrainer waren sogar lichtblond, blauäugig, kurznasig, wie nur ein Bauer aus Polen oder aus dem Moskauer Gouvernement. Und ganz selten waren die Typen der alten Helden und Heerführer, wie sie in den ukrainischen Geschichtsbüchern sich finden, Typen mit großen, gebogenen Nasen, dunklem Haar und drohend aufsteigenden Augenbrauen. Diese Typen müssen von fremden Eroberervölkern herkommen.

Als Rurik das alte Reich gründete, lebten an der Wolga finnisch-ugrische Stämme. Von Kiew aus wurde ihr Land kolonisiert und slawisiert. So entstand Moskau. Die Slawisierung ist vollständig gelungen, der nordische Typus ist bei den Moskowitern durchgedrungen, die blonde Haarfarbe für die „Großrußen“ bezeichnend geworden. Man wird sich der Vorstellung nicht entziehen können, daß das Klima bei der Entwicklung der Eigenarten einer Rasse mitwirkt. Nicht durch direkte Beeinflussung, wohl aber dadurch, daß bei Mischungen im nordischen Klima auch die Eigenarten der nordischen Rasse größere Kraft haben, im Nachwuchs durchzudringen, als die der alpinen oder mittelländischen.

84 Völker soll Rußland besessen haben. Viele von ihnen, besonders die asiatischen, die von Vermischung in größerem Maßstabe noch freiblieben, stellen auch noch heute einen einheitlichen Rassentypus dar. Die Hauptvölker aber, vor allem die beiden wichtigsten slawischen, die Großrußen und Ukrainer, sind, wie dargelegt wurde, nicht mehr rasserein. Als Völker hingegen sind sie wohl abgegrenzt. Im Jahre 1905 hat die Petersburger Akademie der Wissenschaften die Selbständigkeit der ukrainischen Sprache zugegeben. Und man darf von besonderen ukrainischen Sitten und Gebräuchen, von ukrainischer Kultur reden und diesem die russische gegenüberstellen.

Haben nun nicht auch die Völker, wenn auch nicht dem Äußeren, so doch dem Innenleben nach, besondere Eigenarten? Ganz gewiß. Eine jede Sprache hat ihren Charakter und prägt diesen dem auf, der sie von Kind auf im Munde führt. Vor allem aber bilden sich Völkereigenarten aus durch die gemeinsame Heimat und durch das gemeinsame Erleben. Das Leben bildet den Charakter, sagen unsere Dichter, und das gilt vom Volk wie vom Einzelnen.

Die endlosen russischen Ebenen atmen Schwermut, und schwermütig sind die Lieder und die Erzählungen der Rußen und Ukrainer, und ihre Melodien erklingen gern in Moll. Aber auch ihre Geschichte war jahrhundertlang trübe durch das schwere Joch der mongolischen Eroberer. Die jahrhundertlange Knechtschaft konnte nicht ohne Folgen für den slawischen Charakter bleiben. Manche so entstandenen Eigenschaften haben zwar freundliche Formen angenommen, so hat sich einstige Unterwürfigkeit in Verbundlichkeit und Liebenswürdigkeit gewandelt, die uns Deutschen zum Vorbilde dienen könnte. Hindernis hingegen tritt einem frischen Wirken und Leben das schwer besiegbare Mißtrauen entgegen, das früher freilich nur zu berechtigt war. Und die Herrschaft der fremden Eroberer, die die Unterworfenen vom fruchtbaren und freudigen Mitarbeiten im öffentlichen Leben fernhielt, störte die Entwicklung einer Fähigkeit zu aufbauendem Schaffen. In der Tat, bis auf den heutigen Tag ist der Slawe größer in der Kritik, als im Bessermachen. Er ist ein analytischer Charakter, während der Deutsche synthetisch veranlagt ist. Am besten tritt dieser

Unterschied in der Literatur hervor. Wohl der größte Seelenzerleger der Weltliteratur ist Dostojewsky, aber für ihn ist mit der Analyse das Werk getan; wie die einzelnen Teile sich wieder zu neuem Bau vereinigen ließen, das interessiert ihn nicht. So war auch von jeher die Kritik am staatlichen Leben bei den Russen glänzend, und besonders in der ersten Duma wurde so geistreich kritisiert, wie wohl kaum je in einer Volksversammlung. Aber was hat jene Duma Positives geschaffen? Und wo sieht man auch nur die Anfänge einer aufbauenden Arbeit bei der heutigen Revolution? Ja, wer hat denn überhaupt das russische Reich geschaffen? Wie das alte Reich von Kiew von Normannen gegründet wurde, so ist die Entwicklung des neuen Rußlands ohne die Arbeit der Deutschen undenkbar, und nicht umsonst hat Peter der Große seiner Hauptstadt einen deutschen Namen gegeben.

Für uns aber ergibt diese Betrachtung die Gewißheit, daß kein Krieg die deutsch-slawischen Beziehungen wird dauernd vernichten können. Jene sind auf uns angewiesen, und wir brauchen wieder die weiten Ebenen Rußlands und sein freundliches und aufnahmefähiges Volk zur Betätigung. Die Eigenschaften der Deutschen und Slawen, die die Geschichte herausgebildet hat, ergänzen sich in der glücklichsten Weise, und jene, die von der Rasse herrühren, der beide Völker entstammen, sind Grundlagen gegenseitiger Sympathie. Dazu gehören innerer Schwung und Neigung zu künstlerischer Auffassung des Lebens, Aufopferungsfähigkeit, Liebe zur Natur, ein Herz für die Tiere und anderes mehr. Der erste Frieden dieses Krieges ist zwischen uns und dem alten ukrainischen Slawentum geschlossen. Möge das von glücklicher Vorbedeutung sein!

Ukrainische Übergangswirtschaft.

Von Otto K e f l e r = Friedenau.

In stiller, von der Welt unbemerkter Arbeit wurde das große Werk des Friedensschlusses zwischen den Westmächten und der Ukraine vollbracht. Graf Czernin hat ein glückliches Wort gefunden, als er von dem Brotfrieden sprach. Die Wichtigkeit des Friedensabschlusses mit der Ukraine lag in der Tat für die Mittelmächte hauptsächlich auf wirtschaftlichem Gebiete, wenn auch das deutsche Schwert dem ukrainischen Staatswesen und seiner Unabhängigkeit vom russischen Reiche erst den Weg geebnet hat.

Der Vorsitzende der ukrainischen Delegation, Herr Sfewrjuk, kleidete diese Tatsache in der historischen Sitzung vom 10. Februar 1918 in die denkwürdigen Worte, daß die Ukrainer allerdings in der Hoffnung gekommen seien, es zu einem allgemeinen Frieden bringen zu können und dem brudermordenden Krieg ein Ende zu machen. „Be-seelt von der glühendsten Liebe zu unserem Volke“, sagte Sfewrjuk, „und in der Erkenntnis, daß dieser lange Krieg die kulturellen und nationalen Kräfte unseres Volkes erschöpft hat, müssen wir nunmehr alle Kräfte darauf verwenden und das unsere tun, um eine neue Zeit der Wiedergeburt herbeizuführen. In der festen Überzeugung, daß wir diesen Frieden schließen im Interesse unserer breiten demokratischen Massen, und daß dieser Friede beitragen wird zur allgemeinen Beendigung des Krieges, stellen wir hier fest, daß die lange und zähe Arbeit, die hier in Brest-Litowsk geleistet wurde, von Erfolg gekrönt ist und wir einen demokratischen und für beide Teile ehrenvollen Frieden erzielt haben. Von dem heutigen Tage an tritt die Ukrainische Volksrepublik, zu einem neuen Leben geboren, als selbständiges Reich in den Kreis der Staaten ein. Sie stellt auf ihrer Front den Krieg ein und wird dafür Sorge tragen, daß alle Kräfte, die in ihr verborgen sind, zu neuem Leben erstehen und blühen.“

Das Bild Mitteleuropas erhielt durch die Wiederaufnahme der Beziehungen der Ukraine zu den Mächten des Vierbundes eine wesentliche Veränderung. Das seit langer Zeit besonders stark in den Vordergrund gerückte Kriegsziel der Russen, das Dardanellenproblem, schied mit der Verständigung zwischen den Ukrainern und dem Vierbund aus. Auch die Betrachtung des Themas Bulgarien und Rußland hat neue Gesichtspunkte gewonnen, denn die alten Gefühle der Dankespflicht der Bulgaren gegen das zaristische Rußland wurden ausgelöscht. Auch für Rumänien ergaben sich neue Wege ihrer auswärtigen Politik. So wird die neue Ukraine viel eher dazu bestimmt sein, europäisch zu werden, als die Europa fremde Welt des Moskowitertums.

In dem Artikel VII des Friedensvertrages, der die Vereinbarungen über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den friedenschließenden Staaten enthält, und in dem deutsch-ukrainischen Zusatzvertrag, der die

konsularischen Beziehungen und die Wiederherstellung der Staatsverträge und der Privatrechte, sowie den Ersatz der Zivilschäden und die Fürsorge für die Rückwanderer festlegt, bauen sich die ersten Anfänge einer friedlichen gemeinschaftlichen Arbeit auf, und in diesen Verträgen ist die erforderliche Zeit berücksichtigt worden, die durch die Zeit der Uebergangswirtschaft zur ruhigen und stetigen Entwicklung des Handelsverkehrs mit der Ukraine führen wird.

Das handelspolitische Ziel Deutschlands der Ukraine und Rußland gegenüber ist die Wiederherstellung einer vertragsmäßigen Grundlage für den gegenseitigen Warenaustausch. Da der Abschluß eines neuen Handelsvertrages im Rahmen der Friedensverhandlungen nicht möglich war, so wurde zunächst die Schaffung eines handelspolitischen Provisoriums angestrebt. Als solches wurde mit der Ukraina das vorläufige Wiederinkrafttreten des alten deutsch-russischen Handelsvertrages von 1894—1904 vereinbart. Dieses Provisorium soll bis zum Ablauf von 6 Monaten nach Abschluß des Friedens mit den anderen europäischen Staaten, den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan gelten. Beiden Teilen ist das Recht der Kündigung vom 1. Juli 1919 an vorbehalten, doch besteht beiderseits die Auffassung, daß es zweckmäßig sei, das Provisorium bis zum Abschluß eines Definitivums aufrecht zu erhalten. Das Recht der Kündigung wurde jeder der Vierbundsmächte für sich besonders zugesprochen. Für die Zeit des Provisoriums werden die Zölle des allgemeinen russischen Zolltarifs von 1903 gelten, soweit sie nicht im Vertragstarif ermäßigt oder gebunden sind. Der Literaturvertrag, der 1913 zwischen Deutschland und Rußland geschlossen wurde, wird auch mit der Ukraina wieder hergestellt. Durch die Anerkennung der Tatsache, daß die Ukraina auf Grund der Meistbegünstigung keinen Anspruch auf diejenigen Begünstigungen habe, die das Deutsche Reich Österreich-Ungarn und anderen zollverbündeten angrenzenden Staaten einräumen könnte, ist ein wichtiger Präzedenzfall für künftige Friedensschlüsse geschaffen worden. Neben den Grundlagen zur Regelung der allgemeinen handelspolitischen Beziehungen ist für die Zeit bis zum 31. Juli 1918 eine besondere Vereinbarung über den Austausch der wichtigsten landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse getroffen worden. Dieser Austausch wird durch Zentralstellen erfolgen, die Art, Menge und Preise der auszutauschenden Waren werden durch gemischte Kommissionen festgestellt. Die Ukraina braucht vor allem industrielle Artikel, insbesondere landwirtschaftliche Maschinen und Geräte und Handwerkszeug.

Die erste Hauptsache der Ausgangswirtschaft ist die Ordnung der Verkehrsverhältnisse, um einen geregelten Warenaustausch anzubahnen. Zur Organisation des Handelsverkehrs ist für jede Warengruppe eine besondere Or-

ganisation geschaffen worden. Demnach können einzelne Händler in den freien Verkehr noch nicht zugelassen werden, sondern die eingeführten Warenmengen werden den bestehenden Kriegsgesellschaften überwiesen.

Zu den rechtlichen Fragen ist noch zu bemerken, daß Kriegskosten und Kriegsschäden unter gegenseitigen Verzicht fallen, dagegen ist der Standpunkt, daß alles, was Deutsche im feindlichen Ausland — nicht im Kriegsgelände — erlitten haben, vollständig zu ersetzen ist, mit aller Energie gewahrt worden. Unter den ersten Punkt fallen die durch die Beaufsichtigung, Verwahrung, Verwaltung und Liquidation zugefügten Schäden, unter den zweiten das durch Internierung, Verschickung nach Sibirien und das Vorgehen ungetreuer Verwalter geschehene Unrecht. Die durch gegnerische Gesetzgebungsakte hervorgerufenen Vermögensverluste sollen durch Entschädigung gutgemacht werden, soweit nicht Wiederherstellung möglich ist. Und zwar hat die Rückgabe zu erfolgen, auch wenn die betreffenden Vermögensgegenstände in die Hände Dritter übergegangen sind. Dem sollen alle unrechtmäßigen Gewaltakte von Behörden und Bevölkerung gleichstehen. Da die ukrainische Delegation den Einwand machte, daß nicht sie, sondern die zaristische Regierung die Verantwortung für die Gewaltakte träge, ist insofern von deutscher Seite entgegengekommen, als ihr Zeit zur Auseinandersetzung mit der Russischen Republik gelassen und festgestellt worden ist, daß die endgültige Auseinandersetzung erst spätestens beim allgemeinen Friedensschluß erfolgen soll.

Betreffs der Staatsverträge wurde vereinbart, daß alle alten Verträge einstweilen in Kraft treten und mindestens 9 Monate bestehen bleiben sollen, bis man sich darüber schlüssig wird, ob sie zu ändern sind.

Die deutschen Vorschläge über Wiederherstellung der Privatrechte, die in jahrelanger Arbeit zwischen den Rechts- und den Interessens-Verbänden ausgearbeitet sind, sind von den Ukrainern in der vorgeschlagenen Form angenommen worden.

In den Verträgen sind schließlich Abmachungen über die Wiederherausgabe in die Gewalt des Gegners geratener Kauffahrtei-Schiffe getroffen; die in den Häfen des Schwarzen Meeres in die Gewalt der Ukraine geratene deutschen Kauffahrtei-Schiffe sind ausnahmslos zurückgegeben worden.

Um den Handelsaustausch so schnell wie möglich in die richtigen Wege zu leiten, war es das besondere Bestreben Deutschlands und Österreich-Ungarns, den direkten Wasserweg mit der Ukraine wieder herzustellen und die wenigen vorhandenen Eisenbahnen für den Warenverkehr in Betrieb zu setzen, denn das bestehende Kanalsystem, welches den Dnjepr mit der Weichsel verbindet, ist für die erforderlichen Massentransporte für die nächsten Jahre nicht zu benutzen. Es wird eine der ersten Aufgaben sein, gerade diese Wasserwege auszubauen, wodurch sich ganz neue Handelsmöglichkeiten für die anliegenden Länder finden würden.

Durch die Besetzung des bedeutendsten ukrainischen Hafens, Odessa, durch die deutschen Truppen, durch die Reinigung des Schwarzen Meeres von Hindernissen und Minen, sowie die Durchführung des Donauverkehrs bis zur Mündung wurde der Wasserweg schon fast einen Monat nach Friedensschluß hergestellt, so daß eine Basis für einen vorläufigen Warenaustausch gefunden ist. Die Grundlage für den letzteren ist nach folgenden Bestimmungen organisiert: Der Austausch der Überschüsse der wichtigsten landwirtschaftlichen und industriellen Produkte ist zur Deckung der laufenden Bedürfnisse bis zum 31. Juli 1918 durchzuführen. Die Mengen und die Art der Erzeugnisse, die gegenseitig ausgetauscht werden sollen, wurden in dem Friedensvertrag selbst nicht genannt. Auch die Preise der Produkte, auf die es natürlich sehr ankommt, sollen von Fall zu Fall durch eine Kommission bestimmt wer-

den. Diese Arbeiten werden nicht leicht sein, da alle Erzeugnisse der Ukraine ungeheuer verteuert worden sind. Für die Preisbemessung wurde allerdings insofern eine gesunde Basis erreicht, als sie in Gold zu erfolgen hat. Zwar gelten 1000 deutsche Reichsmark in Gold 462 Rubel in Gold des früheren russischen Kaiserreiches. Durch die Goldberechnung ist man den Schwierigkeiten, die sich aus dem gesunkenen Valutawert besonders in Rußland ergeben, aus dem Wege gegangen. Es ist durch sie eine gleiche Basis für beide Länder erreicht. Die oben erwähnten Organisationen, die die Erfassung und Verteilung der vorhandenen Lebensmittel und Rohstoffe zur Aufgabe haben, sollen nach dem Kriege nicht unmittelbar wieder beseitigt werden, da anzunehmen ist, daß noch auf längere Zeit hinaus während der Übergangswirtschaft mit diesen Waren gespart werden muß, wenn die Versorgung der Ukraine keine Not leiden soll. Der Friedensvertrag spricht sich dementsprechend aus, indem auch nach diesem Teilsfrieden der Austausch der Waren durch die staatlichen Zentralstellen oder durch vom Staate kontrollierte Zentralstellen zu erfolgen hat. Für die Einfuhr der aus der Ukraine kommenden Waren ist daher ein Einfuhr-Syndikat gegründet worden. Diese „Handelsvereinigung für Getreide, Futtermittel und Saaten G. m. b. H.“ in Berlin hat die für die Beteiligung des deutschen Handels an der Einfuhr von Getreide, Futtermitteln und Saaten maßgeblichen Unterlagen durch Vermittlung des Verbandes der Getreide- und Futtermittel-Vereinigungen Deutschlands zur Versendung bringen lassen. Die Handelsvereinigung ist von mehreren Reichsstellen unter Beteiligung des deutschen Handels mit einem Gesellschaftskapital von 600 000 Mark ins Leben gerufen worden. Die Geldmittel für diese Aktion sollen von dem Deutschen Getreide- und Futtermittelhandel in Form einer Gesellschaft des bürgerlichen Rechtes (Syndikat) aufgebracht werden. Berechtigtes Mitglied dieses Syndikats zu werden, ist jede Handelsfirma, welche die drei letzten Geschäftsjahre vor dem 1. August 1914 entweder als Eigenhändler mindestens 3000 Tons, oder als Vermittler mindestens 10 000 Tons Getreide, Futtermittel und Saaten durchschnittlich im Jahre aus dem Auslande eingeführt hat. Bei Hülsenfrüchten und Sämereien sind diese Mindestmengen auf die Hälfte, bzw. auf ein Sechstel herabgesetzt. Damit ist der bei der Gründung der Handelsvereinigung maßgebliche Gedanke zum Ausdruck gebracht, daß man die Handelskreise heranziehen solle, die schon vor dem Kriege in beträchtlichem Umfange an der Versorgung Deutschlands mit den genannten Produkten aus dem Auslande beteiligt waren. Die Beteiligung am Syndikate bedingt die Zeichnung einer Haftsumme von wenigstens 100 000 Mark. Die nach Deutschland hereinzubringenden Getreide- und Futtermittelmengen sollen durch die zuständigen Zentralstellen zur Verteilung gelangen.

Neben dem Austausch von Waren durch die staatlichen und staatlich kontrollierten Zentralstellen sieht der Friedensvertrag auch einen Austausch von Produkten vor, deren Art und Menge nicht festgesetzt ist. Der Austausch dieser Produkte erfolgt im Wege des freien Verkehrs unter den Bedingungen des provisorischen Handelsvertrages.

In einer Unterredung mit dem ukrainischen Delegierten Sechy Ostapenko erklärte dieser Anfang März 1918 über den voraussichtlichen Warenaustausch mit der Ukraine u. a. folgendes: „Nach Deutschland und Österreich-Ungarn können wir hauptsächlich Lebensmittel ausführen, während wir in diesen Ländern namentlich landwirtschaftliche Geräte und Manufakturwaren erwerben möchten. Hinsichtlich der Textilwaren beschränkt sich unser Bedarf auf die von der Bauernbevölkerung getragenen Stoffe. Ziffermäßige Angaben über die Bestände an Lebensmitteln können wir vorläufig nicht machen. Ich kann aber sagen, daß die Vorräte größer sind, als die Mengen, welche die Mittelmächte bei uns angeführt haben. Unsere Vorräte stehen

den Mittelmächten zur Verfügung, aber nicht für Gold, sondern nur im Kompensationswege. Ob wir auch nach Rußland Getreide ausführen werden, wird davon abhängen, in welcher Weise sich die politischen Beziehungen zu diesem Lande gestalten werden. An Transportmitteln wird bei uns, wenn die Ordnung hergestellt ist, kein Mangel sein. Wir brauchen nur neue Bestandteile für Lokomotiven und Waggons. Was die Landtransportmittel betrifft, so gestaltet sich die Sache schwieriger, aber wir haben sowohl in Berlin, als auch in Wien Zusicherungen erhalten, daß wir in dieser Beziehung ausreichend versorgt werden. Es sollen uns namentlich fliegende Automobilkolonnen zur Verfügung gestellt werden. Wir besitzen auch in der Ukraine große Mengen von Militärkraftwagen und werden in der Lage sein, den Zentralmächten den für die Automobilfabrikation notwendigen Kautschuk zu liefern.“

Zur Förderung des Handels mit der Ukraine wurde Anfang März 1918 ferner von den beteiligten Industrie- und Handelskreisen eine Gesellschaft in Berlin gegründet, deren Zweck darin besteht, die notwendigen Erhebungen zur Gestaltung des Geschäftsverkehrs zu veranstalten und die Ausfuhrbewilligungen zu vermitteln. Das Direktorium der Gesellschaft ist paritätisch je zur Hälfte aus Vertretern der Industrie und des Handels zusammengesetzt. Als Vertreter des Reichskanzlers wurde einer der Direktoren im Reichswirtschaftsamt ernannt.

Über die Art und Weise, wie die Mittelmächte aus der Ukraine mit den dort lagernden Lebensmitteln versorgt werden sollen, wurde nach der ersten Sitzung der Zoll- und Handelskonferenz, die Anfang März unter dem Vorsitz des Botschafters Grafen Forgach in Wien stattfand, folgendes mitgeteilt: Deutschland und Österreich-Ungarn gehen bei der Versorgung aus der Ukraine einmütig vor. Der Handel erfolgt durch die schon genannten Organisationen und ist es gleichgültig, welche derselben mehr oder weniger einkaufen, ob die deutschen oder österreich-ungarischen. Der Einkauf erfolgt überall zum Besten beider Staaten und bildet ein gemeinsames Erträgnis, das nach einem bestimmten Schlüssel unter die Zentralmächte aufgeteilt wird. Die Verschiedenheit der zu erwerbenden Lebensmittel und Güter macht einen komplizierten Schlüssel je nach Art der Ware und nach Verschiedenheit des Bedarfes beider Länder nötig.

Welche Schwierigkeiten bei dem Abtransport der Waren aus der Ukraine zu überwinden sind, mag daraus hervorgehen, daß derselbe nach Deutschland nicht weniger als sechs Wochen in Anspruch nimmt. Dazu kommen die vielfachen Aufgaben allgemeiner Natur, die erst gelöst werden müssen, ehe ein geregelter Warenverkehr beginnen kann: Die Vorräte müssen gesammelt und aufgekauft werden, wobei die Preisverhältnisse schwer ins Gewicht fallen, denn in der Ukraine wird für die Tonne Getreide z. B. augenblicklich (März 1918) die Kleinigkeit von 3000 Mark verlangt, während sie in Berlin für 300 Mark zu haben ist. Eine wesentliche Hilfe hat Deutschland deshalb von den Lieferungen erst Ende des Wirtschaftsjahres zu erwarten, d. h. etwa um die Wende vom Juni zum Juli.

Bis Anfang Mai wird aber schon an die Zentralmächte ein Quantum von 6 Millionen Zentner Brot- und Futtergetreide, 400 000 Zentner Gefrierfleisch und 200 Zentner Dörrobst geliefert werden. Als Kompensation erhält die Ukraine vorwiegend landwirtschaftliche Maschinen, chemische und medizinische Produkte. Die Art der Verteilung dieser zu erwartenden Getreidevorräte ist dahin festzusetzen, daß bis zum 31. Juli Deutschland und Österreich-Ungarn gleich viel erhalten, und zwar wird in der ersten Hälfte dieses Abschnittes Österreich-Ungarn doppelt so viel beziehen wie Deutschland, während danach bis zum 31. Juli die Verteilung umgekehrt erfolgt, so daß also dann Deutschland die doppelte Menge erhält.

Die Organisation zur Durchführung dieser Lieferungen hat die ukrainische Verwaltung selbst übernommen.

Mit dem Abtransport der aufgebrachten Vorräte müssen sich die Mittelmächte allerdings unter allen Umständen selbst befassen. Deshalb mußten die Brücken und Eisenbahnen mit Hilfe der in der Ukraine weilenden technischen Truppen hergestellt werden, aber auch sonst müssen die Mittelmächte manches für den Abtransport zur Verfügung stellen, wobei ihnen allerdings der erbeutete russische Wagenpark große Dienste leisten wird. Für die Organisation der Transporte hat die Ukraine die Errichtung großer Getreidedepots an den Landstraßen vorgeschlagen. Zu diesen Depots werden die Bauern das Getreide auf den landwirtschaftlichen Fuhrwerken bringen. Von dort wird es mit Automobilkolonnen nach den Bahnhöfen und von da ab in die Häfen gebracht werden.

Da der Schiffsverkehr auf der Donau bis zur Mündung frei gemacht worden ist, wird der größte Teil des ukrainischen Getreides auf dem Donauwege den Mittelmächten zugeführt werden. Der Umschlag des nach Ungarn bestimmten Getreides wird sich in ungarischen Donauhäfen vollziehen. Nachdem jedoch in Ungarn keine größeren Umschlagstationen eingerichtet sind, so hat die ungarische Regierung beschlossen, in Baja eine große Umschlagstation zu bauen, um von dort aus das ukrainische Getreide nach den verschiedenen Teilen des Landes mit der Eisenbahn weiter zu befördern. Die Umschlagstation wird mit der größten Eile gebaut werden. Die bisher eingetroffenen ersten Sendungen für die Doppelmonarchie sind zum größten Teil in Podwoloczyska, einige Waggons in Brody eingetroffen. Insgesamt umfassen die Ankünfte in beiden Orten 54 Waggons der verschiedensten Bedarfsartikel, und zwar sind dies folgende: 7 Waggons Hülsenfrüchte, 17 Waggons Zwiebeln, 1 Waggon Seife, 22 Waggons Speiseöl, 1 Waggon Eier, 1 Waggon Wagenfett, 2 Waggons Autoreifen, 15 Waggons leere Säcke, 3 Waggons Graupen und Gries.

Noch Graf Czernin erklärte Anfang April, daß außer den obengenannten Waggons weitere Transporte im Anrollen seien. Ferner standen 600 Waggons diverse Lebensmittel in der Ukraine zum Abtransport bereit, und diese Transporte würden fortgesetzt werden, bis die Zuschübe organisiert sind und regelmäßig im größeren Umfange beginnen können.

Die Möglichkeit zu diesen größeren Transporten ist besonders durch den Abschluß des Friedens mit Rumänien gegeben, der den Donauweg vollkommen sichert und die Seetransporte von Odessa aus nach den Donauhäfen ermöglicht. Es ist demnach zu hoffen, daß im Laufe der Zeit größere und regelmäßig weiterlaufende Transporte zum überwiegenden Teil auf diesem Wege, zum kleineren Teil auf den Bahnen durchgeführt werden können. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die zahlreichen in der Ukraine stehenden deutschen und österreichischen Truppen von dem Lande selbst leben, ein Umstand, welcher uns auch indirekt sehr zugute kommt.

Aber auch die junge Republik bemüht sich in jeder Weise, den Handelsverkehr mit Westeuropa zu heben. So wurde in Kijiw ein All-Ukrainischer Verband der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft gegründet zwecks Zusammenschlusses sämtlicher Industrie-, Handels-, Bank-, Versicherungs- und landwirtschaftlicher Kräfte der ganzen Ukraine, um die Volkswohlfahrt der jungen Republik zu heben. Der Verband wird eine Reihe von Abteilungen einrichten, z. B. für Handel, Industrie, Verkehr, Finanzen, zu deren Verwaltung maßgebende Vertreter der Wissenschaft verpflichtet worden sind. In Kijiw ist ferner eine Wirtschaftsstelle errichtet, die mit ihren deutschen und österreich-ungarischen Kommissaren das Getreide von der ungarischen Handelsorganisation oder durch eigene ukrainische Unterkommissare abnimmt. Im Mai sind 15, im Juni 20, im Juli 19 Millionen Pud zu liefern. Die

bestehenden Höchstpreise für die ukrainischen Erzeuger: 5 Rubel für Roggen und 6 Rubel für Weizen, dürfen nicht erhöht werden. Zuschläge für Unkosten aller Art, sowie Frachtraten und Kommissionen sind entsprechend dem hohen ukrainischen Preisniveau festgestellt.

Zu erwähnen ist ferner, daß die ukrainische Regierung die Gründung einer Staatsbank beschlossen und die Filiale der russischen Staatsbank in Kijiw als Zentrale ausersehen hat, der ihre filialen im Lande unterstellt werden. Das Kapital der Staatsbank soll 100 Millionen Rubel betragen, die durch die Einnahmen aus den Staatsmonopolen aufgebracht werden, und zwar aus dem Monopol für Zucker, Tee, Tabak, Wein, Bier und Zündhölzer. Die erste und wichtigste Aufgabe der Bank ist natürlich, der Papiergeldwirtschaft ein Ende zu machen, die jedes gesunde Wirtschaftsleben im Keim erstickt. Im Lande zirkulieren näm-

lich nicht bloß die Rubelnoten des Zarenregimes und der Herrschaft Kerenskis, sondern auch die Noten der bolschewistischen Regierung in Petersburg und die Scheine der Zentralrada in Kijiw. Man will der Bank das Recht geben, bis zu 5 Milliarden Papiergeld auszugeben, doch die Hälfte der Einnahmen aus den Monopolen soll als Sicherheit dienen, und bis ein Goldschatz gebildet ist, wird das ausgegebene Papiergeld durch den gesamten Besitz des Staates und seine Einkünfte sichergestellt.

Welchen Umfang der Handel mit der Ukraine in nächster Zeit annehmen wird, muß die Zukunft lehren. Man wird gut daran tun, sich nicht allzu großen Hoffnungen hinzugeben. Es ist aber bestimmt damit zu rechnen, daß bei dem unermesslich reichen Lande im Laufe der Zeit sich das wirtschaftspolitische Leben zwischen der Ukraine und Deutschland zu einem sehr erfreulichen gestalten wird.

Litauens Landwirtschaft.

Von Prof. Kranz, Steglitz.

Litauen ist ein Ackerbau treibendes Land und wird es, da ihm Kohle und Eisen fehlen, auch in Zukunft bleiben. In welchem Umfange es das ist, ergibt die russische Statistik von 1910 bezw. für Suwalki von 1914. Während auf die ländliche Bevölkerung des so ausgesprochen agrarischen Ostpreußens nur 69 Prozent entfallen, waren damals die entsprechenden Verhältniszahlen der vier sogenannten litauischen, von Litauern kaum zu einem Drittel bewohnten Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Suwalki 90, 87 $\frac{1}{2}$, 82 $\frac{1}{2}$ und 86 $\frac{1}{2}$. Wer sich über Litauen informieren will, fragt deshalb vor allem nach Stand und Entwicklungsmöglichkeiten von Litauens Landwirtschaft; es will nämlich nicht jedem Deutschen in den Sinn, daß das schöne und fruchtbare Land, für dessen Befreiung von moskowitzischer Zwingherrschaft unsere Söhne und Brüder in den Tod gegangen sind, der Einwanderung Deutscher, besonders deutscher Kolonisten, dauernd verschlossen und die an Zahl schwache Urbevölkerung ganz unter sich bleiben soll. Was freilich der Wunsch der führenden Schicht, der tausend nationallitauischen Geistlichen und der zwei Handvoll Intellektueller zu sein scheint, auch von Erich Linksch „Litauen und die Litauer“ (Stuttgart 1917, J. Schrader, angeraten wird, weil „die litauischen Bauern durch Vermengung mit Deutschen verstimmt“ und dadurch „russische oder polnische Strömungen heraufbeschworen werden“ könnten. Doch ich stehe von der Erörterung dieser für unsere Zukunft so wichtigen Frage ab, die hoffentlich einer den deutschen Interessen zuträglichen Lösung entgegengeht, und wende mich an der Hand des in der Fußnote genannten Buches*) meinem Thema zu; vorher empfehle ich jedoch der Beachtung folgende Zusammenstellung, welche zeigt, wie schwach jene vier Gouvernements, schwächer sogar (außer Suwalki) als Ostpreußen, trotz dessen geringerer Fläche, und noch nicht halb so stark wie der preussische Staatsdurchschnitt, trotz dessen geringerer Bodenqualität, bevölkert sind.

| | Fläche qkm | Einwohner | | Litauer |
|----------------------|---------------|------------|--------------|-----------|
| | | im ganzen | auf 1 qkm | |
| Kowno | 40 189 | 1 796 700 | 45 | 1 173 000 |
| Wilna | 41 908 | 1 957 000 | 47 | 339 000 |
| Grodno | 38 579 | 1 924 000 | 51 | 3 905 |
| Suwalki | 12 319 | 718 000 | 58 | 345 000 |
| Ostpreußen | 37 002 | 2 064 175 | 56 | 97 105 |
| Königr. Preußen | 348 437 | 40 070 290 | 115 | 118 000 |

Professor Skalweit gibt auf Grund eigener Beobachtungen, mündlicher Mitteilungen von Kennern und Bewohnern des Landes, sowie russischer Quellen, namentlich der amtlichen Statistik, bescheiden ausgedrückt, „einen Bei-

trag zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse Litauens vor dem Kriege“, tatsächlich aber eine erschöpfende — auch dem Laien verständliche — Darstellung der Grundlagen und Leistungen der Landwirtschaft Litauens, der Gründe, weshalb diese daniederliegt, und der Mittel, durch die sie zur Blüte gebracht werden kann, im Bereich des Verwaltungsgebiets Ober-Ost bereits gebracht wird. Im ersten Hauptteil bietet er zum Zweck der allgemeinen Orientierung einen Gesamtüberblick, im zweiten behandelt er nach demselben Schema die besonderen Verhältnisse der vier Gouvernements, eines jeden gesondert, und bringt dabei die Punkte, die im ersten nur gestreift werden konnten, eingehender zur Darstellung. In der Disposition stehen die Seitenzahlen der einander entsprechenden (5) Unterabschnitte, wodurch das Nachschlagen außerordentlich erleichtert wird, nebeneinander; das statistische Material ist zum Teil in den Anlagen untergebracht; durch zwei Landkarten wird das schnelle Zurechtfinden in dem uns unbekanntem Lande ermöglicht; kurz, das Studium des auf der Höhe seiner Wissenschaft stehenden Werkes macht dem Laien, der daraus viel Neues und Interessantes lernen kann, wenig Mühe; auch auf ihn, nicht bloß auf Fachgelehrte und praktische Landwirte, ist es berechnet; wenn es zu zahlreichen Ankäufen in jenem Neuland und zur Befolgung der Fingerzeige anregt, ist es nicht umsonst geschrieben; für tatkräftige, schöpferische Naturen ist dort ein Feld sie befriedigender und lohnender Tätigkeit.

Die Vorbedingungen des Landwirtschaftlichen Betriebes liegen nach Skalweit für Litauen, was die natürlichen Grundlagen anbetrifft, im ganzen günstig. Das Klima ist, abgesehen vom Westteil Kownos, kontinentaler, der Winter härter, der Sommer heißer, aber das Frühjahr früher als in Ostpreußen. Der Boden, größtenteils diluvialen Ursprungs, ist guter oder Mittel-, nur in Grodno zu 70 Prozent leichter Boden und nur dort zu 30 Prozent loser Sand, Flugsand oder steinig. Wenig günstig liegen die wirtschaftlichen Grundlagen, am ehesten noch die Grundbesitzverteilung und die Betriebsgröße. Der Grundbesitz, fast durchwegs Sondereigentum, setzt sich nach folgender Uebersicht (von 1905), ganz überwiegend aus Privatbesitz und Bauernland auf Grund des Ukas vom 3. März 1861, zum kleinen Teil aus Kronland, Apanageländereien und Grundstücken öffentlicher Institutionen zusammen:

| | Kowno % | Wilna % | Grodno % |
|--------------------------------------|------------|------------|-------------|
| Privatbesitz (Güter) | 48,3 | 48,2 | 36,7 |
| Zugeteiltes Bauernland | 45 | 40,3 | 46,3 |
| Kronland | 5,8 | 10,6 | 11,1 |
| Apanageländereien | — | — | 4,4 |
| Grundstücke der Kirchen, Städte usw. | 0,9 | 0,9 | 1,5 |

*) Prof. Dr. Skalweit „Die Landwirtschaft in Litauen“. Jena 1918; Verlag von Gustav Fischer (Heft 3 der Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft in Königsberg i. Pr.). Preis Mk. 7.50.

Vom Privatbesitz waren 1905 in der Hand — überwiegend polnischer — Adliger in Kowno 87,1, in Wilna 81,9 und in Grodno 74 Prozent, in der von Bauern, zumeist in Folge von Aufteilung größerer Güter durch die Bauernbank (seit 1882), durchschnittlich 11 Prozent. Der Zahl nach überwogen im Privatbesitz die Grundstücke unter 50 Desjatinen (= 1,09 ha), der Fläche nach aber die großen Güter, denn die Betriebe über 200 Desjatinen nahmen drei Viertel der Fläche des Privatbesitzes ein; Güter über 1000 ha gab es in den drei Gouvernements 704 (in Ostpreußen nur 69), mit 40—49 Prozent dieser Fläche, und an Latifundien über 5000 ha so viel, daß auf sie in Kowno und Wilna fast 10 Prozent des Landes entfallen. Das Bauermland, das sich aus Anteilland auf Grund jenes Akas und seit 1864 freihändig erworbenem zusammensetzt, nahm bereits 1905 über die Hälfte der Gesamtfläche ein; seitdem haben die Bauern noch viel Besitz überschuldeter und bankrotter polnischer Großgrundbesitzer hinzu erworben, so daß man Litauen ohne Uebertreibung ein Bauermland nennen kann; wenn es nach dem Wunsche ihrer Führer ginge, würde innerhalb der Grenzen Litauens der gesamte fremdstämmige Großgrundbesitz enteignet und, um ihren Landhunger zu stillen, aufgeteilt; daß sie diesen bei intensivem Betriebe und gesteigerter Produktion nicht zu haben brauchten, ist oft eingeworfen worden, z. B. von Zechlin, und wird auch durch die Zahlen Skalweits bewiesen. Danach treten die kleineren Parzellenbetriebe gegenüber den wohlhabenderen Bauernwirtschaften vollkommen zurück und nehmen die Betriebe über 10 Desjatinen (11 ha), die zum Lebensunterhalt einer Familie ausreichen und schon ein Pferd halten können, in Wilna $\frac{2}{3}$, in Kowno und Grodno über $\frac{4}{5}$ der Gesamtzahl, der Fläche nach in Wilna 82,4, in Kowno und Grodno 90,8 bezw. 94,4 des Bauerlandes ein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist übrigens beabsichtigt, einen erklecklichen Teil jener 690000 über reiche Mittel verfügenden Volksgenossen, der sich aus den Vereinigten Staaten in die Heimat zurücksehnt, nach dem Kriege in dieser auf bisher polnischem Boden anzusetzen.

Die Arbeiterverhältnisse sind, wie Skalweit eingehend darlegt, seit den Agrarunruhen von 1905 schwieriger und die Arbeitskräfte knapper geworden; immerhin sind sie für den ländlichen Arbeitgeber günstiger, auch die Lohnsätze niedriger als bei uns, insofern aber nicht billiger, als die Leistungen gegenüber denen des deutschen Arbeiters zurückstehen. Sehr ungünstig wirken die noch ganz rückständigen Verkehrsbedingungen, das spärliche Eisenbahn- und Chausseenez, die selten ohne Schwierigkeiten befahrbaren, oft grundlosen Landwege, weshalb „der Gewinn bei den eigenen Erzeugnissen an der Achse hängen bleibt und die Benutzung des dort schon an sich teuren Kunstdüngers bei der schwierigen Anfuhr noch mehr eingeschränkt werden muß“. An Eisenbahnen weisen Kowno, Wilna, Grodno 3100 km, 200 mehr als das dreimal so kleine, in der Entwicklung des Verkehrswesens im preussischen Staate am ungünstigsten dastehende Ostpreußen, und an Chausseen 2400 km, dreimal weniger als dieses auf; Kowno (730 Qu.-Meilen) hat nur 400 km Chausseen, das ist 18mal weniger als wie unsere fast gleichgroße Nachbarprovinz. Wen möchte es wundernehmen, daß bei so miserablen Verkehrsverhältnissen der litauische Bauer für den Absatz auf die Lokalmärkte und die Händler angewiesen ist, daß diesen fast der ganze Verdienst zugute kommt, und daß diese die Preise für Getreide, Pferde, Vieh usw. nach Belieben so niedrig wie möglich halten? Daß die Bodenpreise im allgemeinen für 1 ha zwischen 150 und 200 Mk. und die Tagwerte der von der Adelsbank beliehenen Güter zwischen 100 und 250 Mk. schwanken?

Für die Förderung der Landwirtschaft hat die russische Regierung auch in Litauen manches versucht und manches geleistet. So hat sie, um den polnischen Adel zu schädigen, den aus der Leibeigenschaft befreiten litau-

ischen Bauern reichlich mit Gutsland ausgestattet, dann durch die Bauernbank viel Adelsland, Domänen und Apanageländereien parzelliert, durch das Verkoppelungsverfahren geschlossene, lebensfähige Höfe geschaffen, das landwirtschaftliche Schulwesen zu heben begonnen und dem Bodenkredit zwei staatliche Banken zur Verfügung gestellt. Durch die Bauernbank hatte sie bis zum 1. Januar 1912 rund 400 000 ha mit einem Tagwert von 48 Mill. Mark, durchschnittlich zu 82—85 Prozent, und durch die Adelsbank bis zum 1. Januar 1914 in Kowno und Wilna 10, in Grodno etwa 20 Prozent der Gesamtfläche der adeligen Güter, wie nachstehende Uebersicht zeigt, gleichfalls, bis dicht an die Beleihungsgrenze (60 Prozent), hoch beliehen.

| | Tagwert Mill. Mk. | Ver- schuldung Mill. Mk. | Verschuldung in % d. Tagwertes | Tagwert auf 1 ha Mk. | Ver- schuldung auf 1 ha Mk. |
|--------------|----------------------|--------------------------------|--------------------------------------|----------------------------|--------------------------------------|
| Kowno . . . | 23,5 | 15,9 | 58,4 | 146 | 85 |
| Wilna . . . | 15,9 | 9,5 | 58,8 | 119 | 70 |
| Grodno . . . | 26,2 | 15,7 | 60,1 | 152 | 92 |

Der landwirtschaftliche Betrieb liegt, was die geringen Erträge beweisen, überwiegend im Argen. Nur zu oft, so scheint es, kümmert sich der Großgrundbesitzer zu wenig um den Betrieb, „lebt in der Stadt oder im Auslande, übergibt das Gut einem Verwalter, der die Wirtschaft ihren Schlendrian gehen läßt, ohne einen Reinertrag zu erzielen“, oder setzt, wenn er es verpachtet, „die Pachtsummen so hoch an, daß sie nur durch Raubbau herausgewirtschaftet werden können“. Der Bauer „kommt dort, wo die Verkoppelung noch nicht durchgeführt ist, (d. h. in fast 90 Prozent der fast 300 000 Höfe), in seinem Betriebe nicht vorwärts“. „Im ganzen brechen sich die Fortschritte in der Landwirtschaft nur langsam Bahn. Die Bauern halten aus alter Gewohnheit an ihrer bisherigen Wirtschaftsweise fest, die Gutsbesitzer aus Mangel an Kapital und Kredit. Vielfach fehlt es auch an dem nötigen Interesse.“ Die Kultur des Ackerlandes und der Wiesen, zu zwei Dritteln in den Händen der Bauern, während sich in den Besitz des Waldes fast ausschließlich die größeren Güter und der fiskus teilen, ist nach Professor Skalweit äußerst gering; dem entsprechend sind es auch die Erträge. Diese stellen sich auf den Morgen bei Getreide nur auf $3\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ und bei Kartoffeln nur auf 30 bis 35 Zentner. „Abgesehen von Kowno, deckt die Produktion an Brotgetreide nur in günstigen Jahren den Bedarf, muß in der Regel aber durch Zuschuß aus den Schwarzerdbezirken ergänzt werden.“ Der Gartenbau, durch die Vorliebe der Bevölkerung begünstigt, hat erst in letzter Zeit an Verbreitung gewonnen. In der Forstwirtschaft findet sich rationeller Betrieb nur vereinzelt und fast nur in den Staatsforsten. Der Bauernansiedlung sind große Waldflächen zum Opfer gefallen. In den Privatwaldungen, wo das Nadelholz überwiegt, werden die Wälder, ohne daß für Ersatz gesorgt wird, planlos niedergeschlagen; die zahlreichen Waldgerechtigkeiten haben die Bestände schwer geschädigt; die Erträge sind deshalb gering. Die Viehzucht steht in Zahl und Leistungsfähigkeit der Tiere, die Schafzucht ausgenommen, gegenüber Ostpreußen weit zurück; selbst die Zahl der Pferde, meist kleiner ponyartiger Tiere, der Vorliebe des litauischen Bauern, ist verhältnismäßig kleiner, desgleichen die der Rinder und geradezu auffallend die der Schweine. Das kleine samogitische Pferd, zäh in der Arbeit, auch ausdauernd und genügsam, ist durch planlose und unzweckmäßige Kreuzung mit den verschiedensten Rassen, und durch Verwendung unbrauchbaren Zuchtmaterials erheblich verschlechtert worden und weist vielfach ein buntes Gemisch von Typen auf. Die Rindviehzucht leidet unter dem Futtermangel der Dreifelderwirtschaft; das einheimische litauische Landvieh, ein spätreifer Schlag, stellt nur geringe Ansprüche an Futter und Pflege, erreicht aber,

ausgewachsen, kaum 5 bis 6 Zentner Gewicht, auch liefern die Kühe nur 2 bis 3 Liter Milch. Die Schafzucht könnte bei ausgezeichneten Bedingungen noch weiter ausgedehnt werden, desgleichen die der Schweine, deren Zahl auffallend gering ist, wogegen die Geflügelzucht ziemlich verbreitet, die litauische Gans in deutschen Küchen ein gern und oft gesehener Gast ist. Von technischen Nebengewerben der litauischen Landwirtschaft war vor dem Weltkriege der Brennereibetrieb bei weitem am wichtigsten; es gab 222 (in Ostpreußen bei dreimal so kleiner Fläche 290). An Brauereien zählte man 65 (in Ostpr. 101) mit 950 Arbeitern und an Mühlen 3120 (in Ostpr. 1570), die nur 4695, durchschnittlich nur 1 bis 2 Arbeiter, beschäftigten.

Daß viel und was alles zu geschehen hat, um die aus obiger Zusammenstellung ersichtlichen Mängel der litauischen Landwirtschaft zu beseitigen und sie, der Fruchtbarkeit des Bodens entsprechend, zu hoher Blüte zu entwickeln, sagt der Fachmann sich selber und sagt dem Laien Skalweits Buch; was alles die deutsche Verwaltung unter dem Fürsten von Jsenburg-Birstein zu diesem Zweck in die Wege geleitet hat, ist aus zwei gediegenen Werken „Das Land Ober-Ost“ und „Bilder aus Litauen“, auf die hiermit erneut hingewiesen sei, ersichtlich. Skalweit betont, um zweierlei herauszugreifen, daß vor allem für Entwässerung, zunächst oberirdische, erst später Röhrendränage, und für Anlage der so nötigen Verkehrswege, wozu auch die Ausnutzung der zahlreichen Wasserverbindungen gehöre, zu sorgen sei. Wenn man in der von ihm dargelegten Art vorgehe, werde es gelingen, „das an Bodenschätzen so reiche Land, dessen natürliche Kräfte bisher nur unvollkommen genutzt sind, zu höherer (zu hoher) Ertragsfähigkeit zu bringen und es instand zu setzen, nicht nur seine Bewohner besser zu ernähren als bisher, sondern auch als Kornkammer und Produktionsbezirk

tierischer Erzeugnisse für weitere Gebiete zu dienen und gleichzeitig selbst an Wohlstand und Kultur zuzunehmen“.

Wenn es nach dem Wunsche der führenden Männer Litauens ginge, würden sie diese Aufgabe aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln zu lösen suchen. Ohne ihren guten Willen und ihre bisherigen Leistungen für die Hebung der litauischen Kultur zu verfeinern, möchte ich doch am Gelingen zweifeln. Ihnen fehlen die Fachmänner, die geschulten Beamten und — ohne Uebertreibung — die Milliarden, welche die Dränierung und Meliorierung des Bodens, die Hebung und Vermehrung der Viehbestände, sowie der Ausbau eines engmaschigen Wegenetzes, der Eisenbahnen, Chausseen, Landwege und Dorfstraßen und auch der Kanäle und der zu regulierenden zahlreichen Flüsse, erfordern werden. Exemplum trahunt. Es wird gut sein, wenn deutsche Landwirte, große und kleine, sich in Litauen, wo „der Kampf der Kultur mit der Natur noch in den Kinderschuhen steckt“, recht zahlreich niederlassen; nur nach ihrem Muster und unter Leitung einer deutschen Beamtenschaft kann und wird „dieses Gebiet eine Vieh- und Kornkammer, ein Holz- und Wolleproduktionsland von allerhöchstem Werte werden“ (von Rünker). Eine sozusagen national-kulturelle Autonomie, in dem Sinne wie sie die kaiserliche Anerkennungsurkunde des unabhängigen litauischen Staats andeutet und Herr von Payer jüngst — zum Mißvergönnen der Erzberger und Genossen — skizziert hat, würde dann den Litauern zum Segen ausschlagen und dem Interesse des Deutschen Reiches und Volkes entsprechen. Was schließlich die Hauptsache ist. Oder nicht? Warum sollen denn nicht die Angehörigen beider Völker, bei Gebrauch der Muttersprache in Schule und Kirche, Haus und Verwaltung, einträchtig zusammenleben und zusammenarbeiten, um so Litauen zu einem Kulturlande zu machen?

Vergessene deutsche Kolonien in der Ukraine.

Von Dr. phil. et ing. Eugen Meller.

Bekanntlich besteht der Reichtum der neuerwachten Republik Ukraine in den verborgenen Schätzen des fruchtbaren Bodens. Fühlbar agrifikulturfördernd war das deutsche Element, das besonders in der Südukraine diejenige Gruppe der Deutschrussen bildete, die am stärksten sich wirtschaftlich entwickelt hat. Die Auswanderung deutscher Siedler in dieses Grenzland — so heißt auf gut deutsch die „Ukraine“ — geschah in den Jahren 1787 bis 1857, und zwar zur Zeit der Landnahme der Moskowiter nach den Türkenkriegen erheblich, am stärksten war sie aber in den Jahren 1804—1809. Die in einem Ukas des Zaren Alexander I. über die Immigration und die Privilegien der Siedler aus allen Gauen des Deutschen Reiches, vom 20. Februar 1804, gewährten Bedingungen waren vor allem: Glaubensfreiheit, Befreiung vom Heeresdienste, Abgabefreiheit auf die Dauer von 10 Jahren und die Bodenverteilung von 60—150 Joch Kronland, wofür erst nach Ablauf von 10 Jahren vom Joch etwa 25—30 Kopeken Pacht gezahlt werden mußten. Bei keiner Ansiedelung war der Zweck russischer Bojaren, die deutschen Einwanderer als Lehrmeister für andere kulturarme Volksstämme des einstigen Zarenreiches zu gebrauchen, sichtbarer, als der in der Südukraine. Der damalige Gouverneur jener ukrainischen Provinzen, Herzog Richelieu, hatte es in seinen Werbeschriften offen angeführt, und es ist ihm auch gelungen, neben dem Bauernstand auch 42 deutsche Handwerkerfamilien in der neugegründeten Stadt Odessa anzusiedeln. Im ganzen wurden damals etwa 207 reichsdeutsche Ansiedelungen mit rund 50 000 Seelen gegründet, denen ungefähr 600 000 Deßjatinen Kronland (= 1,9 ha) zugewiesen wurden.

Als älteste Siedelungen germanischen Stammes in der Südukraine sind unter anderen zerstreuten Weilern folgende zu erwähnen: „Alt-Danzig“, „Neu-Danzig“, und

im sog. „Schwedengebiet“: „Mühlhausendorf“, „Schlangendorf“ und „Alt-Schwedendorf“; im Jekaterinoslawer Gebiet: „Barwalde“, „Jamburg“, „Josefstal“, „Neuburg“, „Osterwieck“, „Rubalsk“. Andere Orts- und Flurnamen, wie: „Nassau“, „Durlach“, „Darmstadt“, „Heidelberg“, „Hochheim“, „Mannheim“, „München“, „Karlsruhe“, „Rastatt“, „Rohrbach“, „Worms“ usw. geben Aufschlüsse über die eigentliche Heimat jener Auslandsdeutschen. Die in den Jahren 1814—1842 gegründeten Tochterkolonien im benachbarten Besarabien tragen der patriotischen Stimmung der Befreiungskriege Rechnung und sind mit den Namen: „Dennewitz“, „Fère-Champenoise“, „Kasbach“, „Kulm“, „Leipzig“ und „Paris-Brienne“ bezeichnet. —

Das unter den deutschen Kolonisten verteilte Land, „Kronland“, war Gemeinbesitz und die eigentliche Verteilung wurde nur an selbständige Familien und nicht wie bei den Wolgakolonien an einzelne Familienmitglieder vorgenommen. Mit Zuwachs der Familie wurde die zugeteilte Bodenfläche verringert, die Teilbarkeit aber doch auf ein bestimmtes Maß beschränkt. Die starke Vermehrung hatte später die schlimme Folge, daß ein Teil der deutschen Kinder sozusagen „landlos“ blieb; diese mußten durch Erwerbung von teuren Adelsgütern, die aber natürlich freieigentum waren, sich eine neue Scholle und Heimat sichern. So entstanden mit der Zeit verschiedene stammverwandte Tochterkolonien und die Bodenbesitzergreifung nebst der wirtschaftlichen Aufschließung nicht ertragsfähiger Großgüter seitens arbeitsfroher Siedler war die unerquickliche Folge. —

Das im Jahre 1818 den deutschen Zusiedlern gewährte „Fürsorgekomitat“, d. i. „selbständige Verwaltung“, hatte auf die weitere Entfaltung des germanischen Siedelungswesens bedeutenden Einfluß. Die oberste Leitung dieser Fürsorgegesellschaft befand sich in der zarischen Residenz,

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen** und **4 $\frac{1}{2}$ % Schatzanweisungen der VII. Kriegsanleihe** können vom

27. Mai ds. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „**Umtauschstelle für die Kriegsanleihen**“, **Berlin W 8, Behrenstraße 22**, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **2. Dezember 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4 $\frac{1}{2}$ % Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine **rechts oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV., V. und VI. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli, 1. Oktober 1917 und 2. Januar d. Js. fällig gewordenen Zinscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „**Umtauschstelle für die Kriegsanleihen**“, **Berlin W 8, Behrenstraße 22** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

in Petersburg, und als Präsident war stets ein Deutscher bestellt worden, darunter als die verdienstvollsten der bekannte Stadtrat Samuel Kantenius, der Sohn eines Pastors aus Westfalen, und Stadtrat Eugen von Hahn. Im Jahre des deutsch-französischen Krieges wurde diese Autonomie plötzlich aufgehoben; die durch die allgemeine Staatsverwaltung den deutschen Immigranten gewährten Rechte waren nutzlos, denn die bestellten Landvögte wirtschafteten auf echt russische Weise. Aber auch volkswirtschaftlich war die russifikatorische Staatsverwaltung den biederen, arbeitsamen Kolonisten deutschen Schlages durchaus nicht günstig; die Steuern und allerlei Abgaben, Kosten zur Erhaltung neuerbauter Wege, Heerstraßen, Errichtung der Fürsorge- und Wohlfahrtsanstalten mußten zur Hälfte die besser gestellten und begüterten Deutschen zahlen, trotzdem dieselben eigene Kirchen, Schulen hatten, selbst für die erforderlichen Kommunikationen sorgten usw. und obendrein die große Minderheit darstellten. —

Das Stolypinsche Landgesetz hob das „Kronland“

auf, und es wurde das Gemeinland persönliches Eigentum der einzelnen Besitzer. Das Gesetz bezweckte nun, die Gebundenheit der Eigentümer zu lösen, die einzelnen Felder zu kommunizieren und vor allem den Besitzern durch die Gewährung des Eigentumsrechtes, durch bessere Kultur, anzuspornen und durch diese und andere durchgeführte Meliorationen den Bodenertrag zu heben und die Steuerkraft zu mehren. Die damalige absolutistische Regierung sah, daß das von den Deutschen erworbene Edelmannsland (Eigenland) sehr gut bewirtschaftet wurde und großen Ertrag brachte. Der russische Muschik war zu sehr bodenständig, er hatte auch nie das Bestreben, sich Mittel zum Kauf einer neuen Scholle zu erwerben. Das Stolypinsche Landgesetz bezweckte ferner, dem stumpfen russischen Bauern die hervorragenden Eigenschaften der deutschen Ansiedler aufzuzwingen. Für die Deutschen aber besonders in der Südukraine war es insofern ungünstig, als durch dieses Gesetz eine Bresche in die sonst reinen Ortschaften geschlagen wurde. Der Boden wurde somit „Ware“ und mit

dem gleichen Augenblicke setzte manchmal auch eine ungeheure Spekulation ein. In den meisten Fällen war jedoch die außerordentlich hohe Belastung der alten Stellen an dem Verkauf schuld und die Neueinsiedelung auf neuem, billigerem Adelsland dadurch bedingt. An Stelle deutscher Kolonisten traten dann Großrussen, mit ihnen aber erschienen auch gleich orthodoxe Kirche, Pope, Diakon, selbst wenn auch noch kein Duzend russischer Muschiks sich in einer verlassenen, oder abgekauften deutschen Kolonie sesshaft machte.

Der Ausbruch des Krieges verhinderte in verstärktem Maße die allseitige Durchführung des für das gesamte Deutschrussentum gefährlichen Gesetzes. Von den etwa 575 000 Seelen zählenden Kolonisten sind rund 250 000 evangelisch, 200 000 katholisch, 100 000 Mennoniten, der Rest verteilt sich auf verschiedene Bekenntnisse, besonders Baptisten.

Die evangelischen Deutschen Südrusslands sind in zwei Konsistorialbezirke zusammengefaßt, die der Landesorganisation Russlands mit dem Sitze in Petersburg unterstehen. Die Pastoren stammen, mit ganz geringen Ausnahmen solcher, die aus dem Deutschen Reiche stammen, und einigen in Dorpat studierten Kolonistenöhnen, aus dem deutschen Baltenslande. Die baltischen Pastoren halten strenges Regiment und es kam vor dem Ausbruch der Bauernrevolution und dem Ausgleich im Jahre 1906 zu Odessa zu ziemlichem Reibereien zwischen den Pastoren und den, in mehr sich selbstsüchtiger fühlenden Gemeinden wohnhaften, volkstümlichen Küstern. Tüchtige, echte Führer ihres Volkes gab es darunter; sie gründeten Krankenhäuser, Waisenheime, Blinden- und Taubstummen-Anstalten, Schulen usw. Die Pastoren sind die Führer des Volkes, während der Küster die sog. Kleinarbeit in der Bewahrung deutscher Art, germanischer Sitte, teutonischer Widerstandskraft und deutscher Sprache leitet. Eine gut organisierte Hilfskasse gestattet es, armen Kirchengemeinden die Vorzüge einer Diaspora angeeignet zu lassen. Diese Arbeit ist um so wichtiger, als das Sektiererwesen in Südrussland eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Seit der Zeit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1820 bis zum Jahre 1850 besorgten polnische Geistliche den Religionsdienst der katholischen Deutschen in der Südukraine. Das Nichtverstehen der Sprache (der deutsche Kolonist aus dem Dnjepr- oder Dongebiet konnte nicht polnisch, beide nicht russisch) bedingte, daß in der in der Wolgagegend gelegenen Stadt Saratow ein Deutschpriesterseminar errichtet wurde.

Die „Mennoniten“ sind meist Auswanderer aus Ostelbien (Ostpreußen), die, um der Militärdienstplicht zu entgehen, nach der Südukraine ausgewandert sind. In letzterer Zeit hat auch die russische Regierung diese Glaubensbedenken wenig mehr gelten lassen, die Sektierer waren sogar manchmal schlechter behandelt wie die anderen Konfessionen deutscher Siedler. Ihr wahres Volkstum haben sie weniger bewahrt, ihre Führer liebäugelten ständig mit dem Moskowitertum und haben somit merklich zu einer späteren Russifizierung ihrer Glaubensgenossen beigetragen.

Die Schulen der Deutschen in der Südukraine waren bis zum Jahre 1891 rein deutsch, von da ab wurde eine Neuorganisation vorgenommen. Von 30 Wochenschulstunden wurden 6, dann 8 Stunden für russische Sprache, freigegeben. Trotzdem das Schulwesen bei den deutschen Südukrainern im großen ganzen ziemlich arg darniederlag, muß doch gesagt werden, daß jeder Kolonist aus jener Gegend richtig zu lesen und zu schreiben versteht.

Die wirtschaftliche Entwicklung dieser Siedler in Südruthenien war die denkbar beste, wenn man außer-

dem noch in Betracht zieht, unter welchen Schwierigkeiten durch das Zusammenwohnen mit anderen Völkern sich dieselbe vollziehen mußte. Durch die Zuweisung seitens der moskowitischen Regierung von mehr Land als gewollt, rührte sich aber der Kolonistengeist, es wurde jung geheiratet, zahlreiche Kinder waren die Folge, um Arbeitskraft zu schaffen. War später kein Land mehr zu haben, so vereinigten sich verheiratete Paare, 18—20 Jahre alt, versehen mit wenig Geld, ausgestattet mit Vieh, Wirtschaftsgeräten, Sämereien und echtem Kolonisationsgeist und zogen zu Gruppen von 60—80 Familien in die weite ukrainische Steppe, um ein neues Dorf zu gründen. Zuerst wurde meist wenig gepachtet, aber nach einigen Jahren kauften die strebsamen, jungen Leute das Land den Adligen ab. Der deutsche Kolonist der Südukraine hatte stets das Bestreben, soviel Land jedem seiner Kinder zu hinterlassen, als er selbst bekommen hatte, und bei dem großen Kindersegnen soll es nicht selten der Fall gewesen sein, daß die Söhne, Töchter und Enkel goldner Hochzeiter 3—5000 Desjatinen Land ihr Eigentum nennen durften. Wie stark deren kolonisationsfähige Kraft ist, beweist, daß sie z. B. im Odessaer Kreis die Hälfte des Landes in Besitz haben, der Tiraspoler und der Chersoner Kreis war von einer Gruppe allein in kurzer Zeit besiedelt worden. Sie drangen nicht nur nach den an der Wolga liegenden Gouvernements Saratow und Samara vor, sondern sie gründeten Siedlungen im Kaukasus, Kuban- und Terekgebiet, drangen gegen Westen nach Beharabien und selbst in der Dobrudscha vor.

Dem Weizen- und sonstigen Getreidebau wird das Hauptaugenmerk gewidmet, Maschinen jeder Art werden verwertet, Zweischar-Pflüge, Motor- und Dampfdrechselmaschinen, Säe- und Mähmaschinen. Die Verarbeitung der Getreide in Mühlen geschieht vielfach genossenschaftlich, wie überhaupt dem Genossenschafts- und Vereinswesen große Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die erste genossenschaftliche Einrichtung war die Gründung von Feuerversicherungsvereinen für Im- und Mobilien, ihr folgten Waisenkassen, Konsumvereine und Handelsgesellschaften, Einkaufsgenossenschaften und in der letzten Zeit vor dem Kriege unter Leitung der russischen Reichsbank Darlehenskassen.

Diese Kolonistengruppe der Südukraine hat sich also als sehr zähe, weit ausblickend, als Pionier germanischer Arbeit und teutonischer Kraft erwiesen, hat im vergangenen Jahrhundert die Weizenkammer Europas in der Südukraine entwickelt, die Liquidation der dortigen brachliegenden Großgrundbesitze in Angriff genommen und ein Wirtschaftsgebiet gegründet, das an Zahl der Vertreter, an Größe des Besitztums und an Wert der Produktion seinesgleichen sucht. Die Volks- und Grundvermehrung steigt von der Zeit der ersten deutschen Besiedlung von rund 30 000 Seelen auf etwa 586 000, und von rund 600 000 Desjatinen auf ungefähr 4 510 000 russischer Bodeneinheiten. Die deutsche Volksvermehrung stieg um 120 Prozent, die des Bodens um 70 vom Hundert. Nicht eingerechnet sind dabei die nach dem Kaukasus immigrierten 15 000 Seelen mit 55 000 Desjatinen und die nach anderen russischen Gebieten hingezogenen Elemente. Der Wert des deutschen Kolonistenvermögens kann auf 2—2½ Milliarden geschätzt werden.

Die deutsche Regierung hat im Friedensvertrag mit den Ukrainern im Punkt 18 die Fürsorge der deutschen Kolonisten und Rückwanderer vertragsmäßig festgelegt und darauf gestützt kann der deutsche Siedler in der Ukraine weiter den besten Weizenboden Europas erwerben und kulturfähig machen.

wenn es Braila behält, denn über Konstanza sind beispielsweise von 3 000 000 im Jahre 1901 ausgeführten Tonnen rumänischen Getreides nur so geringe Mengen gegangen, daß 87½ Prozent dieses Gesamtexportes über die Donauhäfen geleitet wurden. Auch der Petroleumexport werde mit dem Verluste Konstanzas nicht sonderlich leiden; seien auch freilich von 1 000 000 Liter Petroleum in einem Jahre 86 Prozent durch die Leitung über Konstanza ausgeführt worden, so habe nach der Zerstörung dieser Leitung durch den Krieg eine neue Leitung nach einem der Donauhäfen dieselbe Leistung leicht vollbracht. Dr. Kaffner erwähnte noch, daß für die Zukunft eine mit mehreren Pumpwerken ausgestattete gewaltige Petroleumleitung

aus Rumänien quer durch Ungarn und Galizien direkt bis an die deutsche schlesische Grenze projektiert ist. In bezug auf den fesselnden Vortrag des Redners sei zum Schlusse noch erwähnt, daß Prof. Kaffner daran zweifelt, ob in Bessarabien wirklich allgemein der Wunsch, sich Rumänien anzuschließen, wie die Rumänen das versichern, besteht; Zweifel an der Echtheit dieser angeblichen Stimmung erwachen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß neben den ungezählten Ukrainern noch 200 000 Bulgaren und 70 000 erst jüngst von den Rumänen empörend behandelte Deutsche in Bessarabien ansässig sind.

Hanns Dohrmann.

Bücherbesprechungen.

Paul Schwarz, Wir Deutschen und die Hohenzollern.

Berlin 1917; Verlag Kameradschaft (30 Pfg.).

Der Verfasser, bewährt als Historiker, hält in dem 48 Seiten umfassenden Heft, dem dreihundneunzigsten der „Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank“, mit Ehren-Wilson gründlich Abrechnung und verpflichtet mit vernichtender Kritik all die Leistungen, die der Mundwaller der Entente wider besseres Wissen zur Beförderung der urteilslosen deutschen Masse in die Welt gesetzt hat. Am zweierlei herauszugreifen, er zeigt, daß es in Preußen mit seinem Volk in Waffen eine Militärkaste, die angeblich „einzig und allein die Schuld an allem Unheil, das jetzt über die Welt gekommen ist, trägt“ (Wilson), nicht gibt, und daß die Demokratie, die nach Wilson der Friede ist, niemals der Friede, sondern stets der Krieg, oft genug der Bürgerkrieg war. Freimütig, ungeschminkt und aus innerster, durch wissenschaftliche Forschung gewonnener Ueberzeugung legt Dr. Schwarz im zweiten Abschnitt dar, was Preußen und durch Preußen Deutschland dem Hause Hohenzollern verdankt, desgleichen daß wir deshalb trotz allem Gezeifer unserer Feinde „uns unsere Einheit und die Hohenzollern, denen wir sie verdanken, nicht nehmen lassen werden“. — Unseren Söhnen und Brüdern in den Schützengräben wird an Druckfachen viel auf Klammerei Berechnetes und oft recht Minderwertiges in die Hände gespielt; deshalb macht sich um das Vaterland verdient, wer den vorliegenden inhaltsreichen und lesenswerten Ueberblick über die Geschichte Preußens und sein Werden und Wachsen durch das Verdienst der Hohenzollern ins Feld hinausschickt. Die Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank sind überhaupt, wie jeder, der von ihnen Kenntnis nimmt, bald merkt, eine für Geist und Herz gesunde Kost; mit Recht werden sie „frische und volkstümliche, doch stets wissenschaftlich bleibende Darstellungen“ genannt. Möchten von diesen gediegenen und herzerfreuenden Schriften recht viele den Weg an die Front finden; ihr Preis ist beispiellos billig.

M. K.

Dr. Alfred Zimmermann, Was erwartet das deutsche Volk vom Frieden mit Rußland?

Halle 1918; Richard Mühlmann (0,50 M.).

Zimmermann, als Sachverständiger für Kolonial- und Handelsvertragsfragen durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen erprobt, gibt zur Begründung seiner Antwort auf die obige Frage drei kenntnis- und inhaltsreiche Uebersichten. In der ersten macht er den Leser mit den langwierigen und wortreichen Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, in der zweiten mit der Geschichte der außerpolitischen Beziehungen des russischen Kolosses zu den westlichen Nachbarn, speziell zu Preußen, seinem Vajallen seit Friedrich des Großen Tode bis zu Bismarcks Auftreten, und in der dritten mit der empörend unwürdigen Behandlung bekannt, die die brutale und hinterhältige russische Staatsleitung sich bisher den schwächeren Nachbarvölkern gegenüber in ihrer Handelsvertrags- und Verkehrspolitik geleistet hat. So überzeugt er den Leser, daß das Bemühen, mit den Russen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, in der Vergangenheit selten oder nie erfolgreich war und auch in Zukunft, der großrussischen Mentalität entsprechend, vergeblich sein würde, daß die Antwort auf die Frage: „Was erwartet das deutsche Volk vom Frieden mit Rußland?“ also zu lauten hat: Zurückdrängung des unruhigen, auf Weltherrschaft ausgehenden Großrussen; Wiedererrichtung selbständiger Staaten zwischen ihm und den Westländern; Schadenersatz für die in Preußen, Galizien und sonst durch die russischen Maßnahmen schwer geschädigten Menschen und Unternehmungen; Sicherstellung der Entwicklung von Handel und Verkehr und Gleichstellung in Handel und Wandel mit allen anderen Staaten. — Die kleine Schrift ist die erste der „Aufklärungsschriften über nationale Lebensfragen“, betitelt „Der deutsche Friede“. Werden die folgenden ebenso gediegen und von deutschem Geist durchdrungen sein, wie die vorliegende, so werden wir auch ihnen weite Verbreitung, namentlich unter unseren Kämpfern an den Fronten, wünschen dürfen.

M. K.

Ludwig Wilser, Das Hakenkreuz.

Zeit 1917; Siss-Verlag (60 Pfennig).

Professor Wilser, einer der besten Kenner unserer Urgeschichte, beantwortet in gedrängter Kürze, aber mit gründlicher Kenntnis des Beweismaterials, die neuerdings oft gestellten Fragen nach dem Ursprung, dem Vorkommen und der Bedeutung des Hakenkreuzes. An der Hand prähistorischer Funde, der Sprachvergleichung, der Angaben

griechischer und römischer Autoren und von Inschriften zeigt er, daß das Hakenkreuz sich auf dem ganzen Erdball und zwar schon in der Steinzeit findet, aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem arischen Nord Europa stammt, aus dem Sonnenrade, dem Symbol der Sonne und des Sonnengottes (Phol-Apollo), entstanden ist, lange vor dem Eintritt des Christentums zur Bezeichnung der Göttlichkeit angewendet wurde und bei den Christen seit den ältesten Zeiten die nämliche heilige Bedeutung gehabt hat. Nach Hefataüs, von Milet, dem Vorgänger des Herodot, standen die Hyperboreer, die auf einer Insel im hohen Norden Leto, Apollo und Artemis in einem prächtigen, dem Gotte geweihten Haus und einem merkwürdigen Tempel von kreisrunder Gestalt tagtäglich durch Lobgesänge verehrten, mit den Griechen, besonders den Athenern und Deliern, in Verbindung. Nach Plinius dem Älteren erzählten die Delier, es seien Opferpenden der Hyperboreer, in Weizenstroh eingehüllt, zuerst zu den Skythen gekommen, dann hätte sie ein Volk von dem anderen übernommen und seinen Nachbarn bis zur Adria im fernem Westen und endlich nach Delos weitergegeben. Einmal soll ein Hyperboreer namens Mbaris nach Griechenland gekommen sein, um „die alte Bekanntschaft mit den verwandten Deliern zu erneuern“, andererseits sollen Griechen zu jenem Nordvolke gereist sein und dort kostbare Weihgeschenke mit griechischen Inschriften zurückgelassen haben. Die aus dem Norden eingewanderten Griechen und Römer brachten also von dort die Verehrung des Sonnengottes und damit das Hakenkreuz nach Südeuropa und erhielten auch nach der Völkertrennung die alten Verbindungen noch lange durch gegenseitige Gesandtschaften aufrecht. — Mehrere den Text erläuternde Bilder und zwei Kunstdruckbeilagen wirken auf den Leser überzeugend. Die scharfsinnige und sorgfältige Abhandlung sei allen, die über der Gegenwart die Vergangenheit nicht vergessen wollen, bestens empfohlen.

Prof. Kranz, Steglitz.

Dr. Siebert, Der völkische Gehalt der Rassenhygiene.

München 1917, J. F. Eckmann, (3 Mk.).

Bei allen anderen Völkern sind „Rasse“ und „Volk“ etwas Reales, lebhaft Empfundenes; Gebildete und Ungebildete, z. B. der an geistiger Schulung tief unter dem deutschen Arbeiter stehende englische, sind dort auf ihr Volkstum stolz und sich der Blutgemeinschaft, der Pflichten gegen diese, sowie auch der Rassen- und nationalen Gegensätze stets bewußt. All dies mangelt oder ist bei uns Deutschen latent, bei der Masse und im großen und ganzen bei der für das politische und geistige Leben maßgebenden, die Masse leitenden Schicht. Nur wenn letztere sich auf den Rassenstandpunkt stellt und die Ergebnisse der Rassenforschung zu ihrem Besitztum und zur Richtschnur ihres Handelns macht, wird und kann der Internationalismus, die Weltbürgerei und Ausländerei, aufhören, unter uns wie eine bössartige Krankheit zu grassieren und der für unsere staatliche und völkische Existenz so notwendigen Erweiterung der Grenzen Deutschlands zäh und hartnäckig Widerstand zu leisten. Diesem Uebelstande zäh zu seinem Teil abzuhelfen, ist des Verfassers der vorliegenden Schrift Bemühen; er versucht, einem weitgesteckten Leserkreise mit einer jedem scharf Aufmerkenden verständlichen, nicht zu umfangreichen Darstellung den Arbeitsertrag unserer Rassenforscher zu übermitteln, Einfluß auf die Lenker der öffentlichen Meinung zu gewinnen, unserem politischen leider so unpolitischen Denken einen neuen Richtungsweg zu weisen, um so zur Beseitigung jener nicht zu unterschätzenden Gefahr beizutragen. Im Gegensatz zu der heute den lauten Markt beherrschenden und den Amtszug der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erstrebenden proletarischen Weltanschauung bekennt er sich zu der natürlichen und lehnt die Gleichheit aller Menschen, den Zufall der Geburt und den Selbstzweck der Persönlichkeit, die 3 Idole unserer Ideologen, als naturwidrig ab. — Im ersten, dem theoretischen Teil, handelt er von „Volkstum und Rassenpflege“, im dritten Unterabschnitt von dem „Gedanken der Blutgemeinschaft und des Volkstums“, im zweiten von „Blutgemeinschaft und Auslese“ und im dritten von „Volkzahl und Volkstum“, wobei er freimütig die schweren Schäden unserer verstädterten Kultur, das gewollte Zwei- und Einkinderystem, als Folge davon die Verpöbelung der Kulturmenschen und die drohende Entartung des deutschen Volkes aufdeckt. In der zweiten, überwiegend praktischen Hälfte seines Buches „Die Stammespflege, eine völkische Aufgabe“ handelt er zuerst von der „Rassenhygiene“ (Erbgesundheitspflege), legt dann seine Gedanken über den „Aufbau des Volkskörpers“ dar und bespricht zum Schluß mit deut-

scher Gründlichkeit die lange Reihe der von ihm empfohlenen „Mittel der aufbauenden Stammespflege“. Wer sein Buch durchliest, wird vor der Arbeitskraft und vor der Leistung des Verfassers Respekt haben, wer nicht auf Theorien, die die Wirklichkeit unbeachtet lassen, eingeschworen ist, wird ihm zustimmen; hoffentlich tun das recht viele Deutsche, auch solche, die am Staatsruder sitzen und bisher nur zu häufig für völkische Fragen farbenblind waren, sich jetzt aber etwas plötzlich von der Berechtigung des Selbstbestimmungsrechts der Völker überzeugen. — Dr. Siebert weiß, daß „die Bevölkerung des deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa“ eine Mischung aus verschiedenen Rassen darstellt, daß die nordische (germanische) nur noch mit 66, die gleichfalls langköpfige mediterrane nur mit 2, dagegen von den mongoloiden kurzköpfigen Rassen, die alpine mit 20, die dinarische mit 10 und die finnische mit 5 vom Hundert unseres Blutes vertreten ist; wozu noch die assyrische und die semitische Rasse mit 1 bzw. 0,5 v. H. kommen. Was er erstrebt, ist deshalb nicht das Unmögliche, nicht Reinheit der Rasse; er ist kein Rassenfanatiker und läßt Völker von anderer Eigenart und anderem Blut gern gelten; was aber möglich ist, und was er möchte, ist, daß sich der Anteil der nordischen Rasse an unserer Blutmischung nicht noch weiter vermindert, sondern daß die durch ihn bedingte deutsche Art sich zu einem immer schärfer ausgeprägten Typus herausbildet. Was nur geschehen kann, wenn seinem Wunsche entsprechend zufließende Indersrassige von der Mitte Europas ferngehalten werden. — Der Rassen-gedanke und damit zusammenhängend das Nationalitätsprinzip wird durch den Weltkrieg zunächst in Osteuropa seiner Verwirklichung näher geführt. Von dem polyglotten russischen Nationalitätenstaate löst sich eine Anzahl zum Leben im eigenen Staate fähiger Völker mit eigener Individualität und eigenartiger Kultur ab. Damit diese auf die Dauer nebeneinander, ohne in Streit zu geraten, bestehen können, werden freilich Aus- und Umtauschsiedlungen stattfinden und wir uns diese Maßregel anzuwenden entschließen müssen. Wer den geistigen Gehalt des Siebertschen Buches sich zu eigen gemacht hat, wird das ohne Bedenken tun. Prof. Kranz, Steglitz.

Schlichting und Osman. Bilder aus Litauen. Kowno 1917; Verlag der Kownoer Zeitung.

Der Erfolg der ersten Auflage, eines schmalen Heftchens, hat die Herausgeber ermutigt, der deutschen Leserschaft eine erheblich vermehrte zweite, ein Buch, für den nur um eine Mark erhöhten, bei wahrhaft splendider Ausstattung auffallend billigen Preis von 5 Mark darzubieten. Sie dürfen auf einen neuen Erfolg rechnen. Das Interesse an Litauen ist im Wachsen; politisch geschulte Deutsche sehen mit Spannung, ja mit einer gewissen Besorgnis der endgültigen Lösung dieser Frage, d. h. der dem deutschen Interesse erst noch anzupassenden Durchführung der bereits verfügbaren entgegen und vermehren gern ihr Wissen von dem unserer Ostgrenze so nahen und doch uns bisher so unbekanntem Lande und Volke. Da es hier nicht der Ort ist, den unabhängigen Staat Litauen betreffende deutsche Wünsche post festum vorzutragen, so beschränke ich mich auf einen kurzen Hinweis auf das Werk, seinen Inhalt und seine Vorzüge, schicke aber voraus, daß Herr Erzberger möglichst sofort den Erfaß der Militärverwaltung Litauens, „der Zwangsverwaltung“, durch eine einheimische, aus Litauern unter Benützung deutscher Hilfskräfte zu bildende Regierung fordert; wie bekannt, hat er f. Z. das Kind, den unabhängigen Staat Litauen, aus der Taufe gehoben, auch ist er der Präsident, anders ausgedrückt der spiritus rector der Deutsch-Litauischen Gesellschaft. Doch zur Sache. Das uns vorliegende Buch will unterhalten und belehren; es belehrt durch inhaltsreiche Aufsätze, deren Zahl auf 11 gewachsen ist, und unterhält durch eine gleichfalls erheblich vermehrte Zahl von Bildern. Die Verfasser der Aufsätze, sämtlich in der Verwaltung von Ober- und Ost-tätige Fachmänner, schreiben aus unmittelbarer Anschauung und mit jener intimen Sachkenntnis, die dem Augenstehenden, mag er auch ein scharfsichtiger Beobachter sein, abgeht; sie schreiben ferner unparteiisch und rein sachlich. Was sie an Tatsachen bringen, darf der Leser deshalb als solche bewerten, auch ihrem Urteil sich ohne Bedenken anschließen. Dr. Gedlin, als Litauenforscher bewährt, führt uns in Litauens Geschichte ein. Dr. Schlichting vermittelt uns eine genaue Kenntnis von dem Gebiet und der Organisation der Militärverwaltung Litauen, die so viel gelästert wird und so viel für die Hebung dieses Landes leistet. Andere Fachmänner machen uns mit der — sehr extensiv betriebenen — Landwirtschaft, den — devaluierten — Wäldern und mit der Klöberei bekannt, die wegen des Mangels an besetzten Landwegen und Eisenbahnen für den Abtransport des Holzes vorläufig von der größten Wichtigkeit ist. Was uns sodann von Schlössern und Herrensitzen, von Kirchen und Grabdenkmälern in Litauen erzählt und im Bilde gezeigt wird, ist ungemein interessant und den meisten Lesern unweifelhaft neu; es genügt der Hinweis, daß der Abriß der Geschichte des litauischen Kirchenbaus, der stark unter deutschem bzw. italienischem Einfluß gestanden hat, von einer unbestrittenen Autorität, Prof. Paul Weber-Jena, z. Z. Konservator für Litauen, herrührt. Der Schlüsselaufsatz bietet eine eindringende Charakteristik der Bevölkerung, der Ureinwohner, der wenig zahlreichen, aber die Herrschaft über das Land beanspruchenden Polen und der das Bürgertum, Kaufmannschaft und Handwerk erziehenden

zahlreichen Juden, von denen heute freilich der größte Teil nach Osten verschleppt ist. Das Buch will, wie schon gesagt, zuweit unterhalten, ein Bilderbuch sein und bequemen Anschauungsunterricht erteilen; es enthält 180 Bilder, ganz- und halbseitige, in sauberer und deutlicher Ausführung; was das Vorwort der ersten Auflage von ihnen sagte: „mit Liebe gesammelt, sagen sie mehr als alle Schilderungen und zeigen getreulich die Städte und Dörfer, wie sie sind, die Menschen in ihrem Alltag, in ihren Freuden und Leiden“, gilt auch von den neu hinzugekommenen, das Gebiet Wilna-Suwalki veranschaulichenden. — Wer den Band in die Hand nimmt, ihn nicht bloß durchblättert, sondern durchstudiert, wird einen reichen Ertrag davon haben; er reißt sich dem vielen Guten, was neuerdings von Litauern und Deutschen über Litauen veröffentlicht worden ist, als gleichwertig und gleichbeachtenswert würdig an. Prof. Kranz, Steglitz.

Dr. W. Lieven, Das rote Rußland. Berlin 1918; Verlag von August Scherl G. m. b. H. (2.70 Mk.). Vater Homer sagt einmal: Wir horchen alle dem Gerüchte. Auch die Deutschen während des Weltkrieges, wo sich Volk gegen Volk hermetisch abschließt, und zu uns von drüben nur spärliche, oft zum Zwecke der Irreführung zurechtgemachte Kunde dringt. Na-menlich über die inneren Zustände Rußlands, das seit je in fälschender Darstellung ein Meißer war, sind wir auf das Gerücht angewiesen; von diesen Zuständen, von den Ursachen, dem Verlauf und den treibenden Kräften der gewaltigen Staatsumwälzung, deren Wirkungen noch nicht zu ermessen sind, erfahren wir nur selten etwas Gewisses; wir sind gezwungen, so schlecht es geht, uns aus dürftigen, widerspruchsvollen, auf ihre Glaubwürdigkeit unkontrollierbaren Nachrichten ein Bild zu machen, das mit der Wirklichkeit verzeißelt wenig Ähnlichkeit hat. Unter diesen Umständen ist das oben genannte Buch freudig zu begrüßen, denn es enthält eine Fülle von Tatsachen, Wahrnehmungen und Randglossen zu Tagesereignissen seitens eines Augen- und Ohrenzeugen, der in der beneidenswerten Lage war, an exponierter Stelle viel zu erfahren und zu erleben.

Der Verfasser, ein Deutsch-Balte, 1917 in Riga nahe der Front als Militärarzt tätig, hat vom Beginn der Revolution um die Ideen des März bis zur Einnahme der Stadt um den Jahrestag von Sedan, also fast ein halbes Jahr, was er aus russischen, lettischen und deutschen Zeitungen entnahm, was ihm der persönliche Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung an Tatsachen und Stimmungen zutrug, und was der Ertrag seiner an der Hand reicher Erfahrung geschulten Kritik war, allabendlich seinem Tagebuche anvertraut. Daß er das nicht „an der revolutionären Front“, in Petersburg, tat, ist nicht als ein Mangel, sondern eher als ein Vorzug seiner Tagebuchblätter anzusprechen. Aus der Ferne vermochte er die Vorgänge an der Zentralstelle besser zu überblicken und objektiver zu beurteilen. Die Kunde von dem, was sich dort zutrug, kam zudem schnell nach Riga, auch wurde es in der Provinzstadt von den Kadetten, dem Konvent der Arbeiter- und Soldatendeputierten und den Kommunisten, den Bolschewiki, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, auf das Sorgfältigste kopiert. Mit Recht sagt Dr. Lieven: „Bei dem engen Zusammenhange der Reichshauptstadt mit der „Rigaer Front“ wurden die Erschütterungen, die vom radikalen Zentralkrater ausgingen, auch hier noch stark genug empfunden, um ihre Wirkung aufs Publikum und ganz besonders auf die Armee, die sich gerade hier in engster Berührung mit dem Gegner befand, spüren zu können.“

Als erfahrener Arzt fühlt Dr. Lieven dem kranken russischen Staatskörper den Puls und stellt ihm die richtige Diagnose; als durchgebildeter Politiker von ausgeprägtem Wirklichkeitsinn und als gewiegter Menschenkenner wird er durch Illusionen, Ideologien und Parteidogmen, die unter den reichsdeutschen Intellektuellen so heftig grassieren, niemals beirrt; er trifft deshalb mit seinen Urteilen über Ursprung und Verlauf der revolutionären Bewegung den Nagel auf den Kopf; was er unter dem Eindruck der jeweiligen Situation voraussieht und voraussagt, ist deshalb von der Zukunft, soweit sie bis jetzt gegenwart geworden ist, verwirklicht worden. Im ersten Teil handelt er vom Aufschwung der Revolution, dem Kampf um ihre Ideale, im zweiten von dem Niedergange, ihrem Bruch mit ihren Idealen; er setzt keine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Er weiß, daß „der Russe zu fleißiger, systematischer Arbeit überhaupt nicht veranlagt ist“, daß „der Russe sich schon immer an schönen Worten berauscht, aber niemals zu einer schöpferischen Handlung aufzuraffen vermocht hat“, daß wie die Kadetten und der Konvent so auch die Kommune bald abwirtschaften und selbst Lenin nicht der starke Mann sein wird, der die aus den Fugen gegangene russische Welt wieder einrenkt. Da er diesem Lande keinen Retter kommen sieht, schließt er sein so spannend geschriebenes und lehrreiches Buch mit den Worten: „... Und dann schallt das „Heil dir im Siegerkranz“ durch die abendliche Stille und findet ein brausendes Echo in der vieltausendköpfigen Menge, die entblößten Hauptes den Schall weitergibt — durch die ganze Stadt, in alle Herzen. So wurde die alte, urdeutsche Hansastadt wieder deutsch. Rotes Rußland, fahre hin! Eine neue Welt mit anderen Idealen öffnet sich mir.“

Das Buch, das der Verfasser „den Befreiten“ Rigas widmet, ist gut ausgestattet und reichlich mit photographischen Momentaufnahmen die das Treiben der revolutionären Horden veranschaulichen, versehen; wer sich über den Stand der russischen Dinge unterrichten will, lese es; er wird viel daraus lernen. Prof. Kranz, Steglitz.